

VERANTWORTUNG  
TRADITION  
ENTFREMDUNG

Zur Bedeutung von Kirche im ländlichen Raum.  
Eine ethnographische Studie in drei Dörfern im  
Gebiet des Regionalkirchenamtes Leipzig

KOHRENER SCHRIFTEN

2

---

Vorwort	9
Der Schatz im Acker <i>Dietrich Bauer</i>	11
Verantwortung – Tradition – Entfremdung <i>Juliane Stückrad</i>	13
Einleitung	13
Forschungsanliegen	13
Methoden	14
Forschungsfeld	17
Bedeutungen der Kirche im Kontext lokaler Kulturen	22
Gegenseitige Verantwortung	22
Tradition	22
Gemeinschaft	24
Themen des Feldes	25
Kirche als konkreter Ort	25
Kirche als besondere Zeit	30
Kirche als Pfarrer	37
Kirche als Verantwortungsgefühl	47
Kirche als Glauben	54
Der lange Atem der DDR	59
Zusammenfassung	61

---

„Aber Kirche und Gott sind ja auch zwei Sachen“ – Religiosität zwischen normativem Anspruch und (land)kirchlicher Wirklichkeit	65
<i>Kathrin Mette und Dirk Martin Mütze</i>	
Norm und Wirklichkeit	65
Zu berücksichtigende Parameter, wenn es um das Verständnis und die theologische Bewertung der beobachteten Phänomene geht	68
Die sozialen Erwartungen an die Kirche	69
Zur Bedeutung von Kirchgebäuden und Kirchenausstattung	71
Die Bedeutung der Pfarrerinnen und Pfarrer für die Wahrnehmung von „Kirche“	74
Zusammenfassung	75
 Über die Autoren	 77
Impressum	78

---



---

---

# VORWORT

---

Schon seit Jahrzehnten zeigt sich in den ländlichen Räumen ein Veränderungsprozess, der viele Bereiche des Lebens erfasst hat. Ihren Ausgang nahm diese Entwicklung im 19. Jahrhundert mit einer immer stärker werdenden Automatisierung in der Landwirtschaft, aber auch mit der Industrialisierung, die zahlreiche Menschen von den Dörfern in die Großstädte zog, die aber auch zur Ansiedlung industrieller Betriebe in den ländlich geprägten Kleinstädten führte und auf diese Weise vor allem in Sachsen Industriearbeitsplätze in die ländlichen Regionen brachte. Die Kollektivierung der Landwirtschaft in der DDR sollte noch einmal für einen massiven Wandel der ländlichen Lebenswelt sorgen. Diese veränderte die Arbeitswelt ebenso wie das dörfliche Umfeld. Tierhaltung fand nun nicht mehr auf den Höfen, sondern in Großanlagen außerhalb oder am Rande der Dörfer statt, Wege und Raine wurden zugunsten größerer Feldeinheiten beseitigt. Einen weiteren nachhaltigen Einschnitt für das Leben auf dem Lande stellte die politische Wende 1989/90 dar. Im Zuge der Auflösung bzw. Umwandlung der landwirtschaftlichen Großbetriebe verloren viele Menschen ihre Arbeit in diesem Bereich. Aber auch die von Vielen betriebene private Kleintierhaltung, der Obst- und Pflanzenbau verloren an Attraktivität. Zudem kam es in vielen Klein- und Mittelstädten geradezu zu einer Deindustrialisierung, die zu einem Verlust der Einkommensgrundlage für große Teile der ländlichen Bevölkerung führte. All diese Faktoren – denen im Einzelnen sicher vieles hinzuzufügen wäre – führten zu einem Exodus aus den ländlichen Gebieten,

die sich nicht in unmittelbarer Nähe einer Großstadt befinden. Hinzu kam ein starker Rückgang der Geburten in den 1990er Jahren. Diese Vielzahl von Faktoren führt – nicht in allen, aber in den meisten – sächsischen Landgemeinden zu einem massiven Bevölkerungsrückgang, der weit über dem Bundesdurchschnitt liegt.

Dies alles hatte und hat auch Auswirkungen auf die evangelische Kirche in den ländlich geprägten Gebieten. Nicht allein die Kirchenmitgliedszahlen sind rückläufig, sondern es verändern sich auch die Strukturen der Kirchgemeinden und das Gemeindeleben. So ist eine immer stärker werdende Überalterung auszumachen und auch die Zusammensetzung der Gemeinde nach Bildungs- und sozialen Kriterien hat sich gewandelt. Die sich hier abzeichnenden Probleme wurden durch die Kirchen erkannt und es sind erste Impulse zur Lösung gegeben worden. In diesen Kontext gehören beispielsweise der EKD-Text „Wandeln und gestalten“<sup>1</sup> ebenso wie die drei bisher veranstalteten Land-Kirchen-Konferenzen.<sup>2</sup> Die besondere Stärke des 2007 veröffentlichten Textes „Wandeln und gestalten“ liegt dabei weniger in den angebotenen Lösungsvorschlägen als vielmehr in den Analysewerkzeugen, die der Text bietet, um die Situation in den verschiedenen Lebensbereichen zu erfassen. Die Wichtigkeit dieser Analyse vor Ort ist nicht zu unterschätzen, denn nur eine Erfassung dessen, was vorhanden und dessen, was gewünscht ist, schützt vor ziellosem Aktionismus und der Resignation über Aktivitäten, die nicht den erwünschten Widerhall finden.

---

1 Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.): *Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen* (EKD Texte 87), Hannover 2007. | 2 Diese sind schriftlich dokumentiert in: Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.): „Auf dem Land daheim“. Dokumentation der 1. Land-Kirchen-Konferenz der EKD vom 14. bis 16. Juni 2011 in Gotha, Sonderdruck, Hannover 2011 (als epd-Dokumentation 37/2011); Dass. (Hg.): *Abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit* (Prediger Salomo 3,3). Dokumentation der 2. Land-Kirchen-Konferenz der EKD vom 28. bis 30. Mai 2013 in Northeim, 9

Eine solche Analyse bietet der hier vorgelegte kleine Band. In drei ausgewählten Dörfern der Ephorien Leisnig-Oschatz und Leipziger Land fanden Interviews, Befragungen und Gespräche statt. Dabei ging es zum einen um die Wahrnehmung der Kirche vor Ort sowie von „Kirche“ (im breiten Bedeutungsspektrum, das dieser Begriff eröffnet) überhaupt, zum anderen sind Erwartungen, die die Menschen an ihre/ die Kirche haben, erfasst worden. Dabei dient die Erhebung nicht allein praktisch-theologischen und religionspädagogischen Überlegungen, sondern sie kann auch ein kritisches Korrektiv vorgefasster Vorstellungen von Kirche sein. Dies bedeutet, dass die Ergebnisse einer solchen Studie mit den in den Bekenntnisschriften formulierten bzw. den durch die Theologie herausgearbeiteten Wesensmerkmalen der Kirche zu vergleichen sind. Anregungen dazu bieten die von der Autorin aufgeworfenen Fragen am Ende der Studie. Einige erste theologische Impulse finden sich im zweiten Teil dieses Bandes. Sie sind nicht mehr als eine Einladung gemeinsam weiterzudenken, wie wir das, was wir in unseren Gemeinden erleben, deuten und für die Zukunft nutzbar machen.

Um zu objektivierbaren Ergebnissen zu kommen, war es wichtig, die Durchführung dieser Erhebung in die Hand einer Volkskundlerin/Ethnografin oder Sozialwissenschaftlerin zu geben. Mit Frau Dr. Juliane Stückrad haben wir eine Volkskundlerin gefunden, die sowohl über die entsprechenden Methodenvielfalt als auch über die nötigen Kenntnisse der kirchlichen Gegebenheiten verfügt, um eine solche Studie durchzuführen.

Ihr sei an dieser Stelle für die Arbeit und ihr Engagement, das das geforderte Maß weit übertraf, gedankt.

Initiiert bzw. begleitet wurde die Studie von einem kleinen Kreis von Theologinnen und Theologen, denen Kirche auf dem Land eine Herzensangelegenheit ist. Zu dieser Arbeitsgruppe gehörten Anna-Maria Busch, Dr. Heiko Franke, Dr. Jochen Kinder, Dr. Kathrin Mette und Dr. Dirk Martin Mütze. Zu danken ist zudem den Superintendenten der beiden Kirchenbezirke Leipziger Land und Leisnig-Oschatz, Matthias Weismann und Arnold Liebers für ihre umfangreiche Unterstützung. Die nötigen finanziellen Mittel für die Studie wurden durch die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens zur Verfügung gestellt. Für die unkomplizierte Umsetzung und für das Wohlwollen, das diesem Vorhaben entgegengebracht wurde, sei Oberlandeskirchenrat Dietrich Bauer sowie der Referentin für Gemeindeaufbau und missionarische Dienste Manja Erler herzlich gedankt. Zuletzt und ganz besonders möchten wir den Befragten vor Ort danken.

Die Studie bietet eine Menge Diskussionsstoff und Anregungen zum Weiterdenken. Wir wünschen uns, dass sie genau dies auslösen möge und so dabei hilft, die Kirche in unseren Dörfern lebendig zu erhalten und weiterzuentwickeln.

Kohren-Sahlis, im September 2017  
Die Herausgeber



---

# DER SCHATZ IM ACKER

von Dietrich Bauer

---

Die Verfasserin dieser Studie hat zugehört. Menschen, die noch Erwartungen an Kirche haben und Menschen, für die Kirche fremd ist. Das Ergebnis ist eine wissenschaftliche Feldstudie, die in sich eine seelsorgerliche Dimension birgt. Alle, die sich für die Zukunft der Kirche auf dem Land interessieren und einsetzen, wissen jetzt mehr, was Menschen über die Kirche vor Ort denken und fühlen.

Dafür bin ich Frau Dr. Juliane Stückrad außerordentlich dankbar. Denn sie stellt ihre Analyse nicht nur eindrücklich und nachvollziehbar dar, sondern stellt auch Fragen, die für die Zukunft unserer Landeskirche von großer Bedeutung sind. Dabei fordert sie, das Land nicht aus der Perspektive großer Städte zu definieren, sondern vor allem die Stärken von Kirche im ländlichen Raum wahrzunehmen, jedoch auch das Problem des zurückgehenden Gemeindelebens offen anzusprechen (S. 63f).

Zur Kirche auf dem Land gehören die Kirchengebäude wie das Getreide zum Brot. Das Kirchgebäude bildet eine Landmarkierung, die nicht nur die Landschaft optisch gliedert, sondern als Angebot einer Landkarte für die innere Orientierung gelesen werden kann. Wer mag, kann daran einen religiösen Anknüpfungspunkt erkennen, wenngleich auch einfach eine Rolle spielen kann, dass die Kirche zur lokalen Identität gehört.

Wie immer man das bewerten möchte, aus meiner Sicht gibt es tatsächlich eine Wiederkehr des Religiösen und sei es, dass sich die

Kirche als ein „unerschöpflicher Diskursgegenstand“ anbietet (S. 61). Demgegenüber bleibt die Bereitschaft zur „Nachfolge“ zurück. Damit meine ich, sich selbstverantwortlich für den christlichen (oder einen anderen) Glauben zu entscheiden und ihm im Alltag Gestalt zu geben, z.B. durch Tischgebet und Gottesdienstbesuch.

Die Gründe dafür sind vielfältig: Die fehlende Weitergabe des christlichen Glaubens in den Familien aufgrund der beiden aufeinanderfolgenden – jeweils unterschiedlichen – Diktaturen, der scheinbare Widerspruch zwischen Glauben und Naturwissenschaft sowie die mit der fortschreitenden Säkularisierung auftretende Differenz zwischen kultureller Prägung und christlichem Leben.

Umso erheblicher fällt ins Gewicht, dass der Gottesdienst zu wenig als Bindeglied zwischen eigener Lebenserfahrung und christlichem Glaubensbekenntnis in Anspruch genommen wird. Der eigene Glaube könnte so durch Liturgie, Predigt und Gemeinschaft zwischen Zweifel und Vertrauen Halt finden und wachsen. Dass der Gottesdienst dafür nicht in den Blick kommt, scheint noch nicht einmal an seiner Qualität zu liegen (S. 31). Vielmehr liegt der Grund in einer aktuellen kulturellen Prägung, die eher auf kurzfristiges und emotional ansprechendes Lernen zielt (außer im beruflichen Zusammenhang u.ä.). Wertvolle Erfahrung entsteht durch Wiederholung, zu der auch die Überwindung von Unlustgefühlen gehört, und – im besten

Sinne – durch Lange-Weile. Die Bereitschaft dazu erscheint mir notwendige Voraussetzung, um zum Beispiel die Segnungen wie die des Musizierens spüren zu können – an sich und für andere. Analoges gilt für den Glauben und seine Praxis.

Dabei lädt das christliche Bekenntnis zur Dreieinigkeit Gottes ein, den persönlichen Glauben in die Erfahrungen der Christenheit einzuweben, die in der kirchlichen Lehre aufgehoben ist wie die Pflanze im Korn (S. 54). Das befreiende Potential der Trinitätslehre liegt ja darin, dass im Glauben gleich einem Senfkorn (Matthäus 13, 31f) die ganze Liebe und Barmherzigkeit Gottes erfahren wird.

Ob sich Glaube in Bezug auf Engel konkretisiert, in Vorstellungen darüber, was mit den Seelen der Verstorbenen geschieht oder als heilsame Kraft verstanden wird, ist letztlich nur dann grundsätzlich zu hinterfragen, wenn keine Einbettung und Rückbindung zur lebendigen christlichen Tradition geschieht. Ganz selbstverständlich spricht Luther in seinem Morgen- und Abendgebet (EG 815 und 852) von Seele, bösem Feind und heiligem Engel und empfiehlt dabei, sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu segnen.

Die Person des Pfarrers bzw. der Pfarrerin hat für dies alles offenbar im Erleben der Menschen eine „Schlüsselfunktion“, die wiederum davon beeinflusst wird, wie nahe die Pfarrperson erlebt wird. Dies hat eine menschliche und eine strukturelle Seite, mit letzterem werden die aktuellen Frage-

stellungen nach dem kirchlichen Strukturwandel von Kirchengemeinden auf dem Land berührt.

Darauf eine Antwort zu finden, gleicht dem Pflügen eines harten Ackers (Matthäus 13, 44f). Der Verfasserin gebührt Dank, mit ihrer Feldforschung wertvolle Hinweise gegeben zu haben, in welche Richtung zu suchen wäre, damit sich Menschen über ihre Kirche freuen.

---

# VERANTWORTUNG – TRADITION ENTFREMUNG

*Zur Bedeutung von Kirche im ländlichen Raum. Eine ethnographische Studie in drei Dörfern im Gebiet des Regionalkirchenamtes Leipzig*

von Juliane Stückrad

---

## - Einleitung -

### FORSCHUNGSANLIEGEN

---

Die Studie trägt Meinungen und Wissensbestände von Menschen in den Dörfern Nordsachsens zur Bedeutung der „Kirche“ zusammen. Die Kenntnis der Wahrnehmung von Kirche im ländlichen Raum ist angesichts von Plänen zur Stellenanpassung in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens und einer geplanten Reform der Kirchengemeindestruktur bedeutsam. Infolge des demografischen Wandels und des Rückgangs der Gemeindegliederzahlen werden Pfarrer und andere kirchliche Mitarbeiter für immer größere Gebiete verantwortlich sein. Das verlangt von den Gemeindegliedern höhere Mobilität, den Willen zur Zusammenarbeit mit Nachbargemeinden, mehr Selbstständigkeit in der Organisation des Gemeindelebens und Einschränkungen in den Ansprüchen an den Pfarrer.<sup>1</sup> Es galt daher zu fragen: Wie nehmen die Menschen die Kirche in ihren Ortschaften wahr? Welche Erwartungen haben sie an die Kirche und auf welche Erfahrungen stützen sich ihre Meinungen?

Mit einer Arbeitsgruppe von Theologinnen und Theologen<sup>2</sup> wurden drei „Musterdörfer“ ausgewählt, in denen die evangelische Kirche unterschiedlich vertreten ist: In Dorf A<sup>3</sup> ist die Pfarrstelle besetzt, Dorf B verlor

1997 seinen Pfarrsitz und Dorf C hat schon seit 1919 keinen Pfarrsitz mehr. Da es sich als notwendig für das Verstehen des Gemeindelebens erwies, wurden auch Bewohner eingepfarrter Nachbardörfer in die Gespräche einbezogen.<sup>4</sup> Somit kommen Akteure aus weiteren Dörfern in der Studie zu Wort. Es zeigt sich, dass es einerseits Gemeinsamkeiten im Bild der Kirche in allen Orten gibt und dass andererseits in jedem Dorf ein besonderer Schwerpunkt in der Einstellung zur Kirche hervortritt. Je nach kultureller und historischer Prägung des Dorfes betonten die Gesprächspartner eine Funktion der Kirche besonders.

Der Begriff Kirche wurde hier in seiner vielschichtigen Bedeutung bewusst verwendet, um einen umfassenden Eindruck von den Wissensbeständen der Befragten zu bekommen. Es ergab sich im Zuge der Datenerhebung, dass Kirche in ihrer Materialisierung als Gebäude, Pfarrhaus, Gemeinderaum oder Friedhof wahrgenommen wird. Sie erscheint als soziales Netzwerk in Form der Institution, einer bürokratischen Verwaltung, des Pfarrers und kirchlicher Mitarbeiter, des Kirchenvorstandes und der Gemeinde, in der man ähnlich einem Verein Mitglied ist oder nicht. Kirche wurde aus ökonomischen Ge-

---

1 Im Folgenden wird immer die männliche Form verwendet, was die weibliche mit einbezieht. Zusätzlich dient die 13 ausschließliche Verwendung der männlichen Form der Anonymisierung meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner. | 2 Siehe im Vorwort. | 3 Die Namen der Dörfer wurden anonymisiert. | 4 Diese Dörfer wurden als Dorf A1, A2 und C1 bezeichnet.

sichtspunkten wie ein Wirtschaftsunternehmen und als karitativer Verein beschrieben. Schließlich sahen die Gesprächspartner in

der Kirche auch ein Wertesystem, an dem sie sich selbst als Institution messen lassen muss.

## METHODEN

### *Vergleichsstudien*

Im Vorfeld der Untersuchung wurde eine Auswahl an bestehenden Studien zur Wahrnehmung der Kirche und zur Situation in den Gemeinden hinsichtlich der methodischen Ansätze und ihrer wesentlichen Aussagen betrachtet. Diese Studien fragen nach dem Bild des evangelischen Pfarrhauses<sup>5</sup>, nach der Arbeitsbelastung von Pfarrern infolge von Strukturänderungen<sup>6</sup>, nach Meinungen zur Situation der Kirche hinsichtlich der Schrumpfungprozesse im ländlichen Raum<sup>7</sup> und der Zufriedenheit in den Kirchgemeinden.<sup>8</sup> Die Sinus-Studie zur kirchlichen und religiösen Orientierung beleuchtet den Zusammenhang von katholischer Konfession und dem jeweiligen sozialen Milieu.<sup>9</sup> Vielschichtige Ergebnisse zur Religiosität in Deutschland liefert die Kirchenmitgliederbefragung der EKD.<sup>10</sup>

Ziel der Studien sind generalisierende Aussagen, die Tendenzen verdeutlichen. Sie zeugen z. B. vom hohen symbolischen Wert des Pfarrhauses und seinem gleichzeitigen Funktionsverlust in vielen Gemeinden. Die steigende Arbeitsbelastung für Pfarrer angesichts von Strukturänderungen und die nach wie vor große Bindung der Gemeinden an den Pfarrer werden deutlich. Es werden Befürchtungen zum Bedeutungsverlust der Kirche angesichts von Schrumpfungprozessen in ländlichen Räumen und zum Mangel an Nachwuchs festgehalten und danach gefragt, ob persönliches Engagement in der Gemeinde im Zusammenhang mit der

Gemeindeentwicklung allgemein wahrgenommen wird. Die Studien zeugen von zunehmenden Individualisierungstendenzen in der Religiosität und von nachlassender Kirchenbindung.

Die Datenerhebungen erfolgten in Form standardisierter Fragebögen und teilweise im Rahmen der Befragung von Fokusgruppen und ausgewählter Einzelinterviews. Der Kontext der qualitativen Datenerhebung bleibt dabei so gut wie ungenannt. Die Studien konzentrieren sich auf einen gegenwärtigen Zustand. Die historische Dimension reicht, wenn überhaupt, bis in die Zeit der DDR. Datenerhebungen mit gesamtdeutscher Reichweite schenken der unterschiedlichen Prägung der Landeskirchen in Regionen der ehemaligen DDR und BRD wenig Beachtung. Auf notwendige Differenzierungen zwischen den Regionen und den einzelnen Orten wird verwiesen, dennoch werden Generalisierungen angestrebt. Fallbeispiele, die konkret die Auswirkungen von Schrumpfungprozessen und Strukturänderungen illustrieren, werden nicht aufgeführt. Die Studien haben vorwiegend deskriptiven Charakter und liefern die Grundlagen für weiterführende, interpretative Arbeiten.

### *Ethnographische Datenerhebung*

Die vorliegende Studie entstand auf Grundlage qualitativer, ethnographischer Methoden. Diese zeichnen sich durch eine Kombination verschiedener Zugänge zum Feld aus und werden zusammenfassend als

14 5 Hartmann, Christian/Schendel, Gunther: „In der Kirche ist es kalt, im Pfarrhaus ist es warm“. Das evangelische Pfarrhaus in seiner öffentlichen Bedeutung, in: Evangelische Stimmen. Forum für kirchliche Zeitfragen in Norddeutschland, 12/2013, S. 16-33. | 6 Schendel, Gunther: Arbeitsbelastung und Gestaltungsräume. Befragung der Pfarrerinnen und Pfarrer in der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig. Sozialwissenschaftliches Institut der EKD (SI), Hannover 2014. | 7 Meyer, Frank/Miggelbrink, Judith (Hg.): Kirchliche Strukturplanung in schrumpfenden ländlichen Räumen. Das Beispiel des Kirchenkreises Altenburger Land. forum ifl. Leibniz Institut für Länderkunde

ethnologische Feldforschung bezeichnet. Im Zentrum steht die teilnehmende Beobachtung, bei der sich die Forscherin physisch in das Feld begibt und in soziale Interaktion mit den Akteuren des Feldes tritt.<sup>11</sup> Ausgehend vom Beobachteten werden erste Thesen entwickelt, die in Gesprächen mit lokalen Akteuren eine Überprüfung erfahren. Es wird bewusst der Begriff „Gespräch“ anstelle des „Interviews“ verwendet. Den Gesprächen zugrunde liegt ein sehr offener Fragenleitfaden, der sich an der zuvor beobachteten Situation orientiert. Er dient als Stütze, falls das Gespräch ins Stocken geraten sollte, lässt aber Abweichungen zu.<sup>12</sup> Nicht das Abfragen von Fakten steht dabei im Vordergrund, sondern das gemeinsame Entwickeln des Themas in einer möglichst ungezwungenen Atmosphäre<sup>13</sup>, die auch Raum für ausgiebige Überlegungen, Mehrdeutigkeiten und Widersprüche zulässt. Auf diese Weise wird den Gesprächspartnern die Möglichkeit gegeben, selbst Themenschwerpunkte zu setzen. So umgeht man die Gefahr, dass aufgrund eines „Skriptes im Kopf der Forscherin“ Blindheit für die eigentlich wichtigen Themen im Dorf entsteht.<sup>14</sup> Dabei treten beide Gesprächspartner – die Forscherin und ihr Gegenüber – als Lernende auf. Das verlangt von der Forscherin, sich selbst als Individuum in die Forschungssituation einzubringen und ebenfalls Fragen zur eigenen Person zuzulassen.<sup>15</sup> Die Ethnologin nimmt sich als forschendes Subjekt wahr, reflektiert ihre Rolle in der jeweiligen Forschungssituation und berücksichtigt diese auch in der anschließenden Datenauswertung. Ziel ist es, das Alltagswissen der Akteure im Forschungsfeld zu erkunden. Von individuell gesammelten Aussagen werden dann in Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes Rückschlüsse auf kulturelle Prägungen der Wahrnehmungen, Erfahrungen

und Erwartungen möglich. Die im Feld festgehaltenen Themen und deren Deutungen werden anschließend mit Blick auf ethnologische Wissensbestände interpretiert und diskutiert.<sup>16</sup>

Die Gespräche wurden nur im Falle zweier Pfarrer mit dem Tonband mitgeschnitten und anschließend transkribiert. In Vorbereitung der anderen Gespräche ergab sich der Eindruck, das Tonband könne die Situation unnötig belasten. Dahinter steht die Erfahrung, dass bei Personen, die wenig vertraut mit qualitativen Methoden der Datenerhebung sind, häufig erst nach dem Abschalten des Tonbandes, das als offizielles Ende des Gesprächs angesehen wird, der inoffizielle Gesprächsteil folgt, bei dem dann kritische Meinungen geäußert und schwierige Themen angesprochen werden. Daher erfolgte während der Gespräche die Mitschrift und ein anschließendes Verfassen des Gedächtnisprotokolls. Die teilnehmende Beobachtung wurde zwischendurch und unmittelbar im Anschluss an den Beobachtungszeitraum aus dem Gedächtnis protokolliert. Im Text tauchen alle Namen der Gesprächspartner in abgekürzter Form auf (Herr A., Frau B. usw.) wobei die verwendeten Anfangsbuchstaben nicht den tatsächlichen Nachnamen entsprechen, um somit noch einen höheren Grad der Anonymisierung zu erreichen. Einige Gesprächspartner lernte ich bei Festen und im öffentlichen Raum kennen. Da mir ihre Namen unbekannt blieben, tauchen ihre Bemerkungen und Erfahrungsberichte ohne Namenskürzel auf.

Die Sichtung der Literatur zur Geschichte der Dörfer und der Ortschroniken war ebenfalls Teil der Datenerhebung, um Hinweise auf die historische Prägung der Lebenswelt der Ethnografierten besser einordnen

zu können. Statistische Daten wurden hinzugezogen, um einen Überblick über die Bevölkerungsentwicklung und die Gemeindegliederzahlen zu erhalten.

### *Zugang zum Forschungsfeld*

Insgesamt können der Zugang zum Feld und die Ansprache des Themas als unproblematisch beschrieben werden. Die Nennung der Fragestellung stieß teilweise sogar auf großes Interesse. Eine offene Kirchenfeindlichkeit erlebte ich nicht. Menschen, die nicht zur Kirche gehörten, erklärten wiederholt, dass sie dazu wenig wüssten, ihr Umgang mit Christen aber unproblematisch sei und dass sie auch zu Veranstaltungen in die Kirche gehen würden.

Als Forscherin war ich allein unterwegs und weckte dadurch die Neugierde der Bewohner, von denen mich etliche in ihr privates Umfeld baten und mir bereitwillig aus ihrem Leben und über ihr Verhältnis zur Kirche berichteten.

Der erste Kontakt erfolgte über den öffentlichen Raum der Gastwirtschaft sowie über Dorffeste. Hier kam es zu spontanen Gesprächen. Die so geknüpften Kontakte wurden genutzt, um im Anschluss Gesprächstermine mit Schlüsselpersonen zu führen, die über Pfarrer, die Gemeindeverwaltung oder Vereine kontaktiert wurden. Einige Gespräche mit Personen, die der Pfarrer empfohlen hatte, konnten bereits im Vorfeld telefonisch organisiert werden. Eine Herausforderung der Feldforschung war die zeitliche Eingrenzung der Datenerhebung. Pro Dorf waren fünf Tage veranschlagt, die allerdings nicht am Stück vor Ort verbracht werden konnten, da sich Dorffeste und Gesprächstermine nicht zusammenhängend organisieren ließen.

In Dorf A erfolgte eine dreitägige Erkundungsphase im Mai 2016 über zuvor verabredete Gespräche und spontane Bekanntschaften in der Gastwirtschaft, denen am nächsten Tag Einladungen ins private Umfeld folgten. Zudem feierte ich den Sonntagsgottesdienst mit. Im Juni 2016 wurde das Dorffest von Freitagabend bis Sonntagnachmittag besucht. In Dorf B begann die Feldforschung mit dem Besuch des Dorffestes im August von Freitagabend bis Sonntagnachmittag und einer zweiten dreitägigen Gesprächsphase im September 2016. In Dorf C konnte Anfang Oktober 2016 der Einstieg in die Forschung über das Dorffest gefunden werden, das hier nur einen Tag dauerte. Am Sonntag erfolgte der Gottesdienstbesuch. Eine dreitägige Gesprächsphase, die sich aufgrund der schwierigen Terminfindung nicht am Stück organisieren ließ, schloss sich von Oktober 2016 bis Januar 2017 an. Bereits diese unterschiedlichen Forschungssituationen geben einen Einblick in die jeweilige Dorfkultur. Wo und wie sind Kontakte möglich?

Als Forscherin brachte ich meine eigene Biografie und meine familiär bedingte kirchliche Bindung ins Gespräch ein, um auf diese Weise die Vertrauensbasis zu stärken. Fragen zu Religiosität und Kirche fordern zu einem lebensgeschichtlichen Erzählen heraus. Es kam in einigen Gesprächen zu emotionalen Momenten. Das ist der Situation geschuldet. Viele Menschen erleben es selten, dass jemand so intensiv und zugewandt zuhört wie eine feldforschende Ethnologin. Es fiel auf, dass in den Gesprächen vorwiegend problematische Aspekte angesprochen wurden. Alltägliches, routiniert und unproblematisch Verlaufendes erscheint vielen Menschen nicht so erwähnenswert. Das kann dazu führen, dass Situationen pro-

16 schichte und Gegenwart. Berlin 2010, S. 336. | 11 Hauser-Schäublin, Brigitta: Teilnehmende Beobachtung, in: Beer, Bettina (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin 2003, S. 33-54, hier S. 34. | 12 Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder die Kunst des Reden-Lassens, in: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2000, S. 165-186, hier S. 174-178. | 13 Schlehe, Judith: Formen qualitativer ethnographischer Interviews, in: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin 2008, S. 71-93, hier S. 72. | 14 Timm, Elisabeth: Eine mißachtete

blematischer dargestellt werden als sie im alltäglichen Leben erscheinen. Daher steht im Mittelpunkt der Studie das Bild der Kirche, das im Moment der Feldforschung die Gesprächspartner entwarfen.<sup>17</sup>

Bei der Erschließung der Ortsgeschichte ergaben sich bemerkenswerte Unterschiede, da es in Dorf A und B Heimatvereine gibt, in Dorf C aber nicht. Die Geschichte des Dorfes spielte in Dorf B die größte Rolle und ist hier auch am besten in Form von Publikationen aufgearbeitet.<sup>18</sup> Der Geschichtsverein in Dorf A betreibt eine eigene Heimatstube, die einen guten Zugang zur Dorfgeschichte liefert. In Dorf C liegt eine handschriftliche Ortschronik vor, die im Rathaus eingesehen werden kann. Einen Heimatverein, über den man einen Experten für die Ortsgeschichte finden könnte, gibt es in Dorf C nicht. Von der Bevölkerung erhielt ich auch keinen Hinweis auf einen solchen Spezialisten für Lokalgeschichte. Die Ethnografie strebt an,

die Komplexität des Themenfeldes, die auch die genannten Vergleichsstudien erwähnen, punktuell anhand von Fallbeispielen zu beleuchten und die Verflechtung von Person und Lebenswelt darzustellen. Da hier zwar Individuen agieren, diese aber mit anderen eine ähnliche Sozialisation teilen und ihre Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung kulturellen Prägungen unterliegen, sind von diesen Einzelaufnahmen Generalisierungen möglich.

In Dorf B berichteten mir Organisatoren des Dorffestes, dass sich das Dorf in einer Aufbruchstimmung befindet. Die Vereine schlossen sich für die Organisation des Dorfjubiläums zusammen und die ehemalige Schule wird von ihren neuen Eigentümern zu einem kulturellen Zentrum umgebaut. Dieser Hinweis erinnert daran, dass die Dörfer sehr dynamisch sind und die Studie letztlich nur eine Momentaufnahme sein kann.

## FORSCHUNGSFELD

Die Musterdörfer liegen in den Kirchenbezirken Leisnig-Oschatz und Leipziger Land im Zuständigkeitsgebiet des Regionalkirchenamts Leipzig. Politisch gehören die Dörfer zu den Landkreisen Leipzig und Nordsachsen. Laut Prognos-Ranking sind die Zukunftsprognosen im Landkreis Leipzig mit einem leichten Risiko, im Landkreis Nordsachsen mit einem hohen Risiko belegt. Im Prognos-Standort-Ranking 2016 befindet sich der Landkreis Leipzig auf Platz 328 und der Landkreis Nordsachsen auf Platz 372 von insgesamt 402 Plätzen.<sup>19</sup>

Diese Zahlen zeigen, dass beide Landkreise mit den bekannten Problemen der ostdeutschen ländlichen Räume umgehen müssen: Strukturschwäche und ein daraus resultie-

render Bevölkerungsrückgang, der sich seit 1990 durch Abwanderung in wirtschaftlich stärkere Gebiete und Geburtenrückgang ergibt. Doch nicht überall verlief der Bevölkerungsrückgang wie vermutet. In Dorf C stiegen die Einwohnerzahlen leicht an.

Das Pendeln zum teilweise weit entfernten Arbeitsplatz prägt den Alltag vieler Dorfbewohner. Das heißt, dass diesen Berufstätigen weniger Zeit für ehrenamtliches Engagement vor Ort zur Verfügung steht. Aus der Bevölkerungsentwicklung resultiert die Anpassung der Verwaltungsstrukturen, die immer größere Flächen mit immer weniger Bewohnern abzudecken haben. Auch die kirchlichen Strukturen werden dem Rückgang der Gemeindegliederzahlen angepasst

Bedeutung oder Das Skript im Kopf der Forscherin, in: Eisch, Katharina/ Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des 17. Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001, S. 112-123. | 15 Girtler, Roland: Methoden der Feldforschung. Wien u.a. 2001, S. 56. | 16 Damit folgt diese Studie der hermeneutisch-interpretativen Richtung in der Ethnologie (Siehe dazu: Stellrecht, Imtraud: Interpretative Ethnologie. Eine Orientierung, in: Schweizer, Thomas u.a. (Hg.): Handbuch der Ethnologie. Berlin 1993, S. 29-78). | 17 Diese Erfahrungen beruhen auf einer intensiven Untersuchung von Unmutsbekundungen: Stückrad, Juliane: Ich schimpfe nicht, ich sage nur die

und der Zuständigkeitsbereich der Pfarrstellen vergrößert sich.

Bei der Selbstwahrnehmung der befragten Dorfbewohner fiel auf, dass man es in jedem Dorf als schwierig erachtete, Menschen für gemeinsame Aktivitäten zu gewinnen. Nur in Dorf A hörte ich einmal die Ansicht, dass hier die Bewohner noch recht aktiv seien, was man mit den zahlreichen kleinen Betrieben und dem Vereinsleben begründete.<sup>20</sup> Trotz dieser Selbstwahrnehmung fand ich in jedem Dorf funktionierende Dorffeste vor, die ein hohes Maß an gemeinsamen Absprachen verlangen.

Historisch ist jedes Dorf anders geprägt. In Dorf A siedelten Bauern in kleineren und mittelgroßen Höfen. Hier kam es nach dem Krieg im geringeren Umfang zu Enteignungen, Vertreibungen und Landvergabe an Flüchtlinge als im Dorf B, das von einem Rittergut geprägt war. Dorf C war ein Waldbauerndorf mit Gutshof und einigen kleineren und mittleren Bauernhöfen, das im 20. Jahrhundert vom Fremdenverkehr in der Dahlemer Heide profitierte.

### *Dorf A*

Die Geschichte von Dorf A beginnt urkundlich nachweisbar vor über 850 Jahren mit der Ansiedlung flämischer Siedler unter Einbeziehung der slawischen Bevölkerung der Region. Das Kirchengebäude weist noch Bauteile aus der Romanik und gotische Wandmalereien auf. Im 18. Jahrhundert kamen bauliche Ergänzungen am Turm hinzu. In den Jahrzehnten der DDR erfolgten Instandhaltungsmaßnahmen am Turm und die Anbringung eines neuen Außenputzes sowie Anstriches in „Feierabendarbeit“. Mitte der 1990er Jahre fand die umfangreiche Restaurierung der Kirche statt.<sup>21</sup>

Dreiseithöfe prägten das Erscheinungsbild des alten Angerdorfes, das durch zahlreiche Bauten aus dem 19. und 20. Jahrhundert erweitert wurde. Arbeitsmöglichkeiten boten sich schon früher in der nahe gelegenen Stadt. Die Anbindung an die Eisenbahn förderte die Ansiedlung von Betrieben. Bis heute zeichnet sich Dorf A durch eine große Zahl von Handwerkern und Gewerbetreibenden aus. Im Jahr 2010 wurden 50 Handwerks- und Gewerbebetriebe gezählt. Zudem leben im Dorf sogenannte Wiedereinrichter, die nach der friedlichen Revolution Ackerland von der LPG zurückerhielten und seitdem selbst bewirtschaften.<sup>22</sup> Im Ort gibt es eine Grundschule, einen Kindergarten, eine Verkaufsstelle, einen Fleischer, einen Friseur, eine Gärtnerei, eine physiotherapeutische Praxis, eine Gastwirtschaft und einen größeren Betrieb sowie einen Badeteich. Im Dorf lebt zudem der Pfarrer. Es wirkt trotz dieser zahlreichen positiven Faktoren im Zentrum leer, weil hier große Gebäude, die einstmal die LPG betrieb, ungenutzt sind und verfallen. Der liebevoll gestaltete Brunnen kann den unvoreilhaften Gesamteindruck dieser Raumsituation nur unwesentlich verbessern. Dagegen wirkt das Ensemble von Kirche, Pfarrhaus und ehemaliger Schule sehr ansprechend, wie auch viele Privatgrundstücke sorgfältig hergerichtet sind. Wichtig für die lokale Identität ist das jährlich im Frühsommer gefeierte Dorffest, das der Heimatverein, Sportvereine, der Chor, die Freiwillige Feuerwehr und Einzelpersonen gemeinsam organisieren.

Die Bevölkerungsentwicklung seit der Wiedervereinigung weist einen Bevölkerungsanstieg von 656 Bewohnern im Jahr 1990 auf 726 im Jahr 2002 auf. Seitdem gingen die Bevölkerungszahlen auf 601 im Jahr 2016 zurück. Langzeitig betrachtet haben

18 Wahrheit. Eine Ethnographie des Unmuts am Beispiel der Bewohner des Elbe-Elster-Kreises/Brandenburg. Kiel 2010.  
 19 Aufgrund der Anonymisierung können diese Publikationen leider nicht aufgeführt werden. | 19 Prognos AG (Hg.): Prognos Zukunftsatlas 2016. Das Ranking für Deutschlands Regionen. Berlin 2016, www.prognos.com; Der Prognos Zukunftsatlas 2016 bildet Zukunftsperspektiven aller 402 Kreise und kreisfreien Städte Deutschlands seit 2004 ab. Über einen Index aus 29 makro- und sozioökonomischen Indikatoren aus den Bereichen Demografie, Arbeitsmarkt, Wettbewerb und Innovation, Wohlstand und soziale Lage werden die Zukunftsperspektiven abgeleitet. | 20 Gespräch



wir einen Bevölkerungsrückgang seit 1990 um 8,4%. Zur evangelisch-lutherischen Kirchgemeinde von Dorf A mit allen eingepfarrten Dörfern gehörten im Jahr 2016 775 Personen. Das sind knapp 30% der Gesamtbevölkerung der insgesamt 5 Dörfer und 7 eingepfarrten „Unterdörfer“ von 2584 Einwohnern.

### *Dorf B*

Die erste urkundliche Erwähnung fällt ins 13. Jahrhundert. Aus diesem Anlass wurde im Jahr 2016 das 750. Dorffjubiläum gefeiert. Das einstige Waldhufendorf bestand traditionell aus Drei- bis Vierseithöfen. Seit dem Mittelalter prägte das Rittergut die Ortsgeschichte. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis 1945 war das Gut im Besitz einer Familie, zu deren Nachkommen bis heute Kontakt besteht, nicht zuletzt, weil die Vorfahren der Familie in der gut sanierten Gruft der Kirche bestattet sind. Kirche und Pfarrhaus standen in enger räumlicher Beziehung zum Rittergut. Sie bilden mit dem Friedhof und der ehemaligen Schule aus dem frühen 19. Jahrhundert bis heute ein historisches Bauensemble. In der Kirche erhielten sich Bauelemente aus dem 15. Jahrhundert. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts erfolgten umfangreiche Umbauten im Stil des Barock.<sup>23</sup> Mitte des 19. Jahrhunderts errichtete die ortsansässige Gutscherenfamilie eine Familiengruft unter der ehemaligen Seitenkapelle der Kirche. Diese wurde 2010 auf gemeinsame Initiative der Nachkommen der Gutsbesitzer, des Heimatvereins und der Kirchgemeinde saniert und als Raum der Stille gestaltet.<sup>24</sup>

Als 1948 das Gutsbesitzer-Schloss aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zerstört und der Turm 1949 gesprengt wurde, verlor das

Dorf ein wesentliches Gebäude der historischen Mitte. Im Vortrag zur Ortsgeschichte während der Feierstunde zum Dorffjubiläum beschrieb der Referent Herr T. dieses Ereignis als „ein trauriges Kapitel, an das nicht gerne erinnert wird.“<sup>25</sup>

Die Grundstücke des Dorfes wirken auf den ersten Blick weit verstreut. Der für Dorf B zuständige Pfarrer erzählte mir von einer Frau, die sich nach der Vertreibung 1945 in Dorf B niederließ und meinte, so beziehungslos wie die Häuser im Ort stehen, so seien auch deren Bewohner.<sup>26</sup> Und der Ortsbürgermeister bemerkte, dass aufgrund der weiten Ausdehnung des Dorfes schon allein das Verteilen von Wahlwerbung ausgesprochen mühsam war.<sup>27</sup> Zu den traditionellen Dreiseithöfen kamen am Dorfrand Häuser hinzu, in denen sich Handwerker ansiedelten. Aus den Steinen des Schlosses entstanden einfache Neubauernhäuser und an den Rändern neue Wohnbebauung. Heute ist an der Stelle des ehemaligen Schlosses eine ausgedehnte Wiese, auf der an die einstige Existenz des Schlosses mit einem Gedenkstein erinnert wird. Die leere Mitte kehrt seit einigen Jahren durch die Gestaltung der Freifläche und das Dorffjubiläum, das 2016 dort gefeiert wurde, in das Bewusstsein der Bewohner zurück. Erhalten blieben im alten Ortskern zudem ausgedehnte Stallgebäude aus dem 19. Jahrhundert, die heute leer stehen und verfallen, seitdem sie nicht mehr von der LPG genutzt werden. Bis zur Aufgabe der Gebäude durch die LPG war das Dorfleben an dieser Stelle noch sehr lebhaft. Vom ehemaligen Pfarrer erfuhr ich von zahlreichen Lastkraftwagen, die tagtäglich Futtermittel und Mist transportierten, von einer großen Schafherde, die morgens und abends durchs Dorf getrieben wurde und den Kindern, die im Baum vor dem Friedhof kletterten.<sup>28</sup> Heute wirkt das

mit Herrn I. aus Dorf A am 20.05.2016 in der Gastwirtschaft | **21** Freundlicher Hinweis durch den Heimatverein. | **19** | **22** Freundliche Hinweise durch den Heimatverein. | **23** Freundliche Hinweise durch den Heimatverein, der auch eine umfassende Ortschronik publizierte. | **24** Informationen von Texttafel in Kirche und aus dem Gespräch mit dem Pfarrer am 20.09.2016. | **25** Vortrag Festveranstaltung Dorf B am 13.08.2016. | **26** Gespräch mit dem für Dorf B zuständigen Pfarrer am 20.09.2016. | **27** Gespräch mit Bürgermeister von Dorf B am 19.09.2016. | **28** Gespräch mit dem ehemaligen Pfarrer aus Dorf B am 21.09.2016.

Dorfzentrum dagegen sehr still. Viele Dorfbewohner erzählten, dass sie sich noch von früher aus der LPG kennen, sich heute, da vor Ort keine LPG mehr arbeitet, aber nur noch wenig sehen.<sup>29</sup>

Im Dorf gibt es eine Eisdielen, eine Gastwirtschaft und einen Kindergarten. Andere Arbeitsmöglichkeiten ergeben sich vor Ort nicht. Bis 1997 hatte Dorf B noch einen Pfarrsitz. Das Pfarrhaus ist heute auf einer Etage vermietet. Der Kirchgemeinde stehen aber noch Räume zur Verfügung. Neben der Kirchgemeinde gestalten Heimatverein und Freiwillige Feuerwehr das Dorfleben.

Seit 1990 erlebte Dorf B einen Bevölkerungsrückgang: Von 478 Einwohnern im Jahr 2000 (in den Jahren davor sind in den Bevölkerungszahlen noch die Einwohner des benachbarten Dorfes mit aufgeführt) auf 373 Personen im Jahr 2016 – das ist ein Rückgang von 22 %. Nur in Dorf B, nicht mitgezählt sind die eingepfarrten Dörfer, gehören 123 Personen zur evangelisch-lutherischen Kirche. Das sind knapp 33% der Ortsbevölkerung.

### *Dorf C*

Die Ersterwähnung stammt von 1285. Die Kirche liegt oberhalb des alten Ortskerns, umgeben von einem Friedhof. Erste urkundliche Nachweise stammen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, seitdem ist auch das kleinere Nachbardorf (C1) eingepfarrt. Die Kirche unterstand dem Patronat des Ritterguts. Im 18. Jahrhundert erfolgten wesentliche Umbauten. Nach einem Brand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren umfassende Erneuerungen notwendig. Mitte der 1980er Jahre fand die Sanierung der Kirche unter reger Mithilfe der ortsan-

sässigen Bevölkerung in „Feierabendarbeit“ statt.<sup>30</sup>

Dorf C wird als einstiges Waldhufendorf beschrieben, dessen Bewohner neben der Landwirtschaft vor allem im Forst tätig waren. In der DDR arbeiteten viele in der LPG, die ihren Sitz in der benachbarten Kleinstadt hatte. Bis heute bewirtschaftet die Folge-Genossenschaft die an das Dorf angrenzenden Ackerflächen. Die Böden in der Dahleiner Heide gelten allerdings als weniger fruchtbar.<sup>31</sup> Vielleicht ist das eine Erklärung dafür, dass im Ort niemand Interesse daran zeigte „Wiedereinrichter“ zu werden. Zusätzliche Arbeitsplätze bot zu DDR-Zeiten das Armaturenwerk in der nächsten Stadt, das seine Produktion in Folge der Wiedervereinigung aufgeben musste.

Die Lage in der Dahleiner Heide eröffnete im Laufe des 20. Jahrhunderts wichtige Einkommensmöglichkeiten durch den Fremdenverkehr. Zu DDR-Zeiten befanden sich mehrere Ferieneinrichtungen großer Betriebe vor Ort. Zusätzlich gab es über 150 zumeist private Ferienhäuser, da die Dahleiner Heide ein beliebtes Naherholungsgebiet für Leipzig war. Es gab Ende der 1980er Jahre im Ort zudem einen Kindergarten, eine Gemeindeschwester, fünf Handwerksbetriebe, einen Konsum, eine Poststelle, eine Reinigung und Annahmestellen für Gasflaschen, Sekundärrohstoffe und Eier. Die Ortschronik berichtet von zahlreichen kulturellen Angeboten, die bedingt durch die Ferienheime und lokale Kulturgruppen ganzjährig das Dorfleben bereicherten. In der Erinnerung der Bewohner blieben die vierzehntägigen Tanzveranstaltungen, die sehr beliebt waren.<sup>32</sup> Heute fehlt dafür ein Raum. Daher findet auch kein Kinderkarneval mehr vor Ort statt. Seit einigen Jahren

20 <sup>29</sup> So erlebte ich, dass meine Gesprächspartner erfreut reagierten, von mir Neuigkeiten von anderen Dorfbewohnern zu erfahren, weil im Ort kaum noch Kontakt zueinander besteht. Ich musste daher sehr aufpassen, dass ich nicht unbeabsichtigt Klatsch und Tratsch im Dorf verbreitete und somit das Vertrauen verspielte, das meine Gesprächspartner zu mir hatten. | <sup>30</sup> Hinweise aus der handschriftlichen Ortschronik. | <sup>31</sup> Verein Dörfliche Kulturentwicklung in Sachsen e.V. (Hg.): Die Dahleiner Heide. Kulturgeschichtliche Streifzüge. Leipzig 1994, S. 77. | <sup>32</sup> Gespräch mit Frau und Herrn B. aus Dorf C am 29.11.2016.

macht das Neuseenland bei Leipzig der Region Konkurrenz.<sup>33</sup> Alle Ferieneinrichtungen sind geschlossen. Ein Hotel und ein Landschulheim dienen mittlerweile der Unterbringung von Flüchtlingen. Im Ort befindet sich ein Badeteich. Bemühungen der 1990er Jahre, durch eine „Elefantenrutsche“, eine Minigolf-Bahn und einen Imbiss zahlreiche Gäste anzulocken, scheiterten am komfortableren Ausbau des Waldbades im Nachbardorf. Dennoch wird der Badesee mit Parkplätzen und einer sanitären Anlage gepflegt. Vor Ort gibt es einen Fleischer und einen Bäcker. Das Pfarrhaus ist seit Kurzem verkauft. Damit verlor die Kirchgemeinde ihren Raum und auch die notwendigen sanitären Anlagen. Das erschwert es, Veranstaltungen in der Kirche anzubieten. Als einziger öffentlicher Raum steht den Dorfbewohnern das Gebäude der Freiwilligen Feuerwehr zur Verfügung. Informelle Treffen sind nur noch während des Einkaufs beim Bäcker oder beim Fleischer möglich. Im Vergleich zum Arbeits- und Kulturangebot zu DDR-Zeiten verlor Dorf C deutlich an gemeinschaftsbildender Lebensqualität, auch wenn mir ein Dorfbewohner sagte, es sei in Dorf C immer schwierig gewesen, ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu erzeugen. Die einzige erfolgreiche gemeinsame Aktion der späten DDR-Jahre wäre die Errichtung einer Gemeinschaftsantenne zum Empfang von „West-Fernsehen“ gewesen.<sup>34</sup> Möglicherweise lag das daran, dass die LPG in der benachbarten Kleinstadt ansässig war und viele Dorfbewohner dorthin fuhren oder auch, um im dortigen Armaturenwerk zu arbeiten. Arbeitsmöglichkeiten im Forst und in den Ferienheimen boten sich den anderen Dorfbewohnern. Somit gingen sie über Jahrzehnte im Alltag bereits ganz unterschiedliche Wege. Zudem wirkt das Dorf

in seiner Bebauung zerstreut. Neben dem ursprünglichen Ortskern am ehemaligen Pfarrhaus und der einstigen Schule – das Gebäude steht heute leer – entstand ein zweites Zentrum an den Freizeitanlagen, von denen heute fast alle Einrichtungen geschlossen sind. Es fehlen somit Plätze für den gemeinsamen Alltag und das Feiern.

Es erstaunt daher, dass sich die ungünstige wirtschaftliche Entwicklung nicht in den Einwohnerzahlen widerspiegelt. War bis 2010 noch ein leichter Bevölkerungsrückgang in Dorf C und C1 von 4-5% zu verzeichnen, so steigen seitdem die Zahlen wieder an. Ende 2015 lebten 301 Einwohner in Dorf C, im eingemeindeten Dorf C1 waren es 119, so dass, wenn die in Ortschronik und Gemeindeverwaltung vorliegenden Zahlen stimmen, ein erstaunlicher Bevölkerungszuwachs von 37% seit dem Ende der DDR zu verzeichnen ist. Dieser Zuwachs kann vielleicht durch die Neuerschließung von Bauland aus ehemaligen Feriengrundstücken erklärt werden. In Dorf C und seinem eingepfarrten Ortsteil sind 139 Personen in der evangelisch-lutherischen Kirche, dies entspricht einem Anteil von 33% an der Gesamtbevölkerung. Eine kleine, interne Statistik der Gemeinde, zu der Dorf C gehört, ergab, dass von diesen Gemeindegliedern in beiden Dörfern 13% aktiv das Gemeindeleben mitgestalten, allerdings sind es in Dorf C, ohne den eingepfarrten Ortsteil C1, nur 5%. Das zeigt, dass mit steigender Bevölkerung nicht zwingend ein gesteigertes Interesse an den Angeboten der Kirche einhergeht. Im Ortsteil C1 bringen sich dagegen 22% der Gemeindeglieder aktiv ein.<sup>35</sup> Die Gemeinde in Dorf C sei vor der „Wende“ viel aktiver gewesen, erinnert sich Herr M. aus Dorf C1.<sup>36</sup>

33 Gespräch mit der Bürgermeisterin am 15.12.2016. | 34 Gespräch mit Herrn B. aus Dorf C beim Dorffest am 21.01.10.2016. | 35 Freundliche Mitteilung des für die Dörfer C und C1 zuständigen Pfarrers. | 36 Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2017.

## - *Bedeutungen der Kirche im Kontext lokaler Kulturen* -

Es zeichnete sich ab, dass in jedem Dorf andere Bedeutungen der Kirche hervorgehoben wurden, abhängig von der historischen und sozialen Entwicklung des jeweiligen Dorfes. Natürlich kamen in jedem Dorf viele Bedeutungen zur Sprache, doch ergab sich jeweils ein anderer Schwerpunkt. Die Gewichtung der Bedeutung der Kirche schien immer in dem Bereich zu liegen, der in der lokalen Identität als problematisch angesehen wurde. Und genau an dieser Stelle zeigt sich das Potenzial von Kirche als vermit-

telnde und Gemeinschaft stiftende Instanz. Dieses kann aber nur ausgeschöpft werden, wenn Kirche in der Auseinandersetzung mit lokal bedingten Problemlagen eine aktive und konstruktive Rolle einnehmen kann. In den drei untersuchten Fallbeispielen bestand aber vielmehr der Eindruck, dass dies nicht kontinuierlich und lediglich punktuell gelingt. Allzu leicht passiert es, dass die Kirche ein Teil der lokalen Konfliktkultur ist und dem aus eigener Kraft wenig entgegenzusetzen hat.

### GEGENSEITIGE VERANTWORTUNG

In Dorf A, das Wiedereinrichter, Handwerks- und Gewerbebetriebe aufweist, drehten sich viele Gespräche um die Bedeutung der Kirche im System reziproker Beziehungen. Das Prinzip von Gabe und Gegengabe bestimmte die Beurteilung. Dabei ging es nicht um unmittelbare Transaktionen<sup>37</sup>, sondern um die Form der generalisierten Reziprozität, die darauf angelegt ist, soziale Beziehungen zu stabilisieren. Bei der generalisierten Reziprozität sind weder der konkrete Wert der Gegengabe noch der Zeitpunkt der Erwidmung der Gabe explizit festgelegt. Daraus ergibt sich ein Verhältnis gegenseitiger Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten. Bleibt allerdings die erwartete Gegengabe aus oder entspricht nicht dem impliziten Wert, belastet das die Beziehung und kann sogar zum Bruch führen. Der Gebende erhält den Eindruck, dass die Gegenseite nicht die Absicht hat, die Gabe zu erwidern oder dass diese nicht den äquivalenten Wert hat. In diesem Fall spricht man von negativer Reziprozität.<sup>38</sup> Übertragen auf unser Forschungsfeld bedeutet das, dass die Kirche ein Teil im Netz reziproker Transaktionen ist. Die Qualität der sozialen Beziehungen

zur Kirche wird am Funktionieren oder auch Nichtfunktionieren der „Tauschbeziehung“ bemessen. Dabei geht es nicht ausschließlich um den Tausch materieller Werte. Es geht auch um Dienstleistungen und persönliche Zuwendungen, die vor allem von der Kirche erwartet werden. In Dorf A spielte die Verlässlichkeit der Kirche als Interaktionspartnerin an der Schnittstelle zwischen persönlichem Einsatz und öffentlicher Anerkennung eine wichtige Rolle. Es waren Enttäuschungsgeschichten, die ich als Erstes erfuhr. Warum blieb die Gegengabe der Kirche für jahrelanges Engagement in Form von Wertschätzung durch einen Geburtstagsbesuch, die Seelsorge des Pfarrers oder die Vermittlung einer Arbeitsstelle aus? Die gegenseitige Bringschuld erschien wie ein immer wieder auszuhandelndes Thema in Dorf A.

22 37 Das wirtschaftsethnologische Modell der Reziprozität nach Marshall Sahlins spricht in diesem Fall von ausgeglichener Reziprozität. Der Zeitpunkt der Gegengabe und der Wert sind festgelegt. Diese Form der Transaktion wirkt weniger stabilisierend auf soziale Beziehungen als die generalisierte Reziprozität. | 38 Rössler, Martin: Wirtschaftsethnologie. Eine Einführung. Berlin 2005, S. 184f.

## TRADITION

Aus Tradition sei er in der Kirche, erklärte mir ein junges Mitglied des Heimatvereins, das sich mir namentlich nicht vorstellte, in Dorf B bei der Besichtigung des Vereinsarchivs im Rahmen des Dorffestes. Sollte er mal Kinder haben, würde er sie auch taufen und konfirmieren lassen.<sup>39</sup> Bezüglich der Bedeutung der Kirche fiel in Dorf B auffallend häufig das Wort „Tradition“. Diese Gewichtung in der Bedeutung der Kirche für Dorf B ergibt sich vermutlich aus der besonderen Stellung der Aufarbeitung der jüngeren Dorfgeschichte. Für die Zerstörung des gewachsenen historischen Gutsensembles konnte bis heute kein funktionierender Ersatz im Dorfbild gefunden werden. Eine Autobiografie der einstigen Rittergutsbesitzerin aus dem Jahr 2006 brachte die Geschichte der Guts Herrschaft, der Jahre des zweiten Weltkrieges, der Besatzungszeit unter den Russen, der Massenvergewaltigungen, der Vertreibung der Gutsbesitzerfamilie und der Schlosssprengung recht schonungslos ins Dorfgedächtnis zurück. Es ist davon auszugehen, dass die Veröffentlichung dieses Buches nicht ohne Wirkung auf die dörfliche Kommunikation geblieben ist.<sup>40</sup> Im Rahmen des Dorfjubiläums wurde ein Modell der ehemaligen Gutsgebäude präsentiert, an dem Mitglieder des Heimatvereins seit einiger Zeit arbeiten. In Miniatur ist die zerstörte Ortsmitte wiedererstanden.

Neben dem verlorenen Schloss spielt der Verlust der Heimat für zahlreiche Vertriebene aus Schlesien, die sich in Dorf B ansiedelten, in der lokalen Geschichtsschreibung eine wichtige Rolle. Im Rahmen einer Festveranstaltung zum Dorfjubiläum in der Kirche wurde in einer durchaus emotional angelegten Inszenierung an das Schicksal

der Vertriebenen erinnert. Ein Raum im Archiv des Geschichtsvereins verweist zudem auf die schlesische Herkunft vieler Familien im Dorf. Die Identitätstiftung vor Ort braucht das Dorffest, die Ortschronik und die Ausstellung, weil ein gemeinsamer Alltag im Dorf kaum noch stattfindet, über den Identitäten ausgehandelt werden könnten.

Mit dem Begriff „Tradition“ wurde von den Gesprächspartnern beim Nachfragen dann vor allem das Kirchengebäude in Verbindung gebracht. Als repräsentativer und öffentlich zugänglicher Raum bietet die Kirche heute noch Anknüpfungspunkte an die Geschichte des Rittergutes. Tradition im Sinne Hobsbawms ist vor allem gekennzeichnet durch Unveränderlichkeit (invariance).<sup>41</sup> Die massiven Veränderungen des Lebens nach 1945 spiegelt überdeutlich das zerrissene Ortsbild wider. So liegt es auf der Hand, dass gerade das denkmalgeschützte Kirchengebäude der Ort ist, der symbolisch für die Unveränderlichkeit und Kontinuität der Tradition steht. Das aktive Gemeindeleben tritt bei dieser am Sicht- und Greifbaren orientierten Konstruktion lokaler Historizität in den Hintergrund, denn dieses ist an die Menschen gebunden, die selbst für den ständigen Wandel stehen. Es geht den Akteuren darum, anhand der Rekonstruktion der Gutsgebäude auf der Modellbauplatte und des Erhalts der Kirche sowie der Gruft der Gutsbesitzerfamilie wieder einen Faden zur abgeschnittenen Ortsgeschichte zu spinnen und für die eigene Sinnsuche daran anzuknüpfen, da die Jahre der DDR als Identitätsressource kaum für jeden und wenn, dann nur bedingt geeignet erscheinen.

<sup>39</sup> Gespräch beim Dorffest in Dorf B am 13.08.2016. | <sup>40</sup> Es war nicht Gegenstand der Forschung, die Wechselwirkung von Buchpublikation und lokaler Geschichtsaufarbeitung zu untersuchen. Doch in Gesprächen ergab sich der Eindruck, dass die Perspektive der Autorin auch Darstellungen der Geschichte aus anderen Perspektiven provozierte. (Aus Gründen der Anonymisierung können an dieser Stelle Autorin und Titel der Autobiografie nicht benannt werden.). <sup>41</sup> Damit unterscheidet Hobsbawm tradition von custom (Brauch). Der Brauch ist inhaltlich beweglich und hält nur formal am Überlieferten fest. „Custom`cannot afford to be invariant, because even in `traditional`

Als positives Beispiel eines gelingenden Zusammenarbeitens in der Kirchgemeinde wurde mir die „alte Tradition“ des Kranzbindens zum Erntedank genannt. Frauen treffen sich und binden Kränze, mit denen dann die Emporen geschmückt werden. Diese Tradition sei sehr alt, erklärte mir der Pfarrer, der sich auf Aussagen aus dem Dorf berief. Einst gab, so berichtete man ihm, jeder Hof einen Kranz an die Kirche. Heute binden Frauen, die sich zu diesem Anlass treffen,

die Kränze. In einem Gespräch mit einem Vorgängerpfarrer erfuhr ich, dass er mit seiner Frau diese „Tradition“ Mitte der 1980er Jahre einfuhrte, die er aus der Dresdener Gegend kannte.<sup>42</sup> Wir können also von einer erfundenen Tradition im Sinne Hobsbawms sprechen,<sup>43</sup> die aber ihren Zweck erfüllt, indem sie Menschen zusammenführt und mit Bezug auf historische Kontinuitäten, die weit über das eigene Dasein hinausreichen könnten, sinnstiftend wirkt.

## GEMEINSCHAFT

Schwerpunkt der Gespräche in Dorf C war der Mangel an Zusammengehörigkeitsgefühl, das das Dorf insgesamt und das Gemeindeleben im Besonderen prägt. In dieser Darstellung eines Mangels ist indirekt die Erwartung an eine gemeinschaftsstiftende Funktion der Kirche enthalten. Doch scheint der gesellschaftliche Kitt im Dorf zu fehlen. Es stellt sich die Frage, ob der Verlust der öffentlichen Räume vor Ort die beklagte Vereinzelung bewirkte oder ob die fehlenden Räume nur Ausdruck eines anhaltenden Rückzugs ins Private sind. Das Kirchengebäude als Ort der Begegnung könnte diesen Mangel ausfüllen, was möglich wäre, wenn man eine Winterkirche einrichten würde. Doch besteht Unsicherheit darüber, ob sich dieser Aufwand überhaupt lohnt. Von verschiedenen Seiten hörte ich die Klage, dass es immer schwieriger sei, Leute in Verantwortung zu bringen und für gemeinschaftsstiftende Aktionen zu gewinnen.<sup>44</sup> Es ist beachtenswert, dass die steigenden Bewohnerzahlen im Dorf nicht unbedingt zur Zunahme von öffentlichem Engagement führen. Dass Bedarf nach gemeinsamen Erlebnissen im Dorf besteht, zeigt die Geschichte eines erfolgreichen Osterspaziergangs für junge Familien mit zahlreichen Teilnehmenden, der von wenigen

Dorfbewohnern organisiert wurde. Doch die Initiatoren schafften den Aufwand bald nicht mehr alleine und fanden auch keine Unterstützer. Somit endeten die Osterspaziergänge bald wieder.<sup>45</sup>

Kirche wurde mir als Möglichkeit der Gemeinschaftsbildung dargestellt.<sup>46</sup> Das zurückhaltende Engagement in Dorf C für die Kirchgemeinde offenbart aber deutlich die Entfremdungsprozesse, die das Dorf beschäftigen. Entfremdung ist eine „Beziehung der Beziehungslosigkeit“. Sie macht es dem Menschen unmöglich, sich in Beziehung zu anderen Menschen, Institutionen oder Dingen zu setzen. Er erlebt sich Mächten ausgeliefert, die er selber nicht beeinflussen kann. Dadurch wird sich der Mensch selber fremd. „Soziale Isolation oder individualistische Privatisierung“ gelten als „Symptome von Entfremdung“. „Eine entfremdete ist eine defizitäre Beziehung, die man zu sich, zur Welt und zu den Anderen hat.“<sup>47</sup> Der Entfremdungsprozess in Dorf C beschleunigte sich mit der Transformation nach 1990. Dennoch gelingt es der Freiwilligen Feuerwehr seit über 20 Jahren, ein Dorffest zu organisieren. Als ich einige Gesprächspartner darauf ansprach, erklärten sie mir, dass das funktioniere, weil jeder genau wüsste, was

24 societies life is not so.“ Hobsbawm, Eric: Introduction: Invention of Traditions, in: ders./Ranger, Terence (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge 1983, S. 1-14, hier S. 2. | 42 Gespräch mit ehemaligem Pfarrer von Dorf B am 21.09.2016. | 43 „Inventing traditions, it is assumed here, is essentially a process of formalization and ritualization, characterized by reference to the past, if only by imposing repetition. ... For all invented traditions, so far as possible, use history as a legitimator of action and cement of group cohesion.“ Hobsbawm, Eric: Introduction: Invention of Traditions, in: ders./Ranger, Terence (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge 1983, S. 1-14, hier S. 4, 12. | 44 Z. B.

er zu tun hätte. Es zeigt sich an dieser Aussage, dass Routinewissen zum Organisieren gemeinschaftsstiftender Veranstaltungen notwendig ist. Das gibt dem Einzelnen Sicherheit und erleichtert die Vorbereitungen. Dieses Routinewissen scheint in anderen Bereichen des öffentlichen Lebens nicht in dem Maße zu existieren. Es wäre für die Ar-

beit in der Kirchgemeinde lohnenswert, das funktionierende Dorffest genau nach den Mechanismen zu befragen, die bewirken, dass Einzelakteure bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Das Fest zeigt, dass Dorf C Potenziale hat und das Bild vom Mangel an Zusammenhalt nicht grundsätzlich zutreffen kann.

### - Themen des Feldes -

Im Folgenden wird das Datenmaterial nach Themen geordnet vorgestellt. Die Gliederung ergab sich aus den im Feld benannten Schwerpunkten, die bezüglich der Bedeutung von Kirche im ländlichen Raum von den Gesprächspartnern gesetzt wurden. Kirche präsentiert sich hier als Ort, als Zeit, in der Rolle des Pfarrers, als Verantwortung für Gemeindeglieder und als Glauben.

Die Bearbeitung des Datenmaterials erforderte eine gründliche Unterscheidung

zwischen Erwartungen an die Kirche und Erfahrungsberichten. Anhand konkreter Beispiele kann dargestellt werden, ob es zu einer Diskrepanz zwischen Erwartung und Erfahrung<sup>48</sup> kommt oder ob die Erfahrung mit der Kirche den Erwartungen entspricht. Dabei sind Erwartung und Erfahrung nicht als statische Blöcke zu begreifen, sondern als immer wieder neu auszuhandelnde und zu deutende Bewertungsmaßstäbe. Daher soll auch der Aushandlungsprozess, dort wo es möglich ist, mit dargestellt werden.

#### KIRCHE ALS KONKRETER ORT

*Der Kirchenbau als Zugang zu Glauben und Gemeinde*

Es fiel in den Gesprächen auf, dass auf Fragen nach dem Glauben häufig mit Schilderungen über Aktivitäten am Kirchengebäude geantwortet wurde. Auf diese Weise, schien es, wurde ein Weg gefunden, ein sehr intimes Thema, den Glauben, unverfänglich darzustellen und auszuleben. Das Kirchengebäude erscheint so als Materialisierung des Glaubens.

Über Bauvorhaben wurde an erster Stelle gesprochen, wenn es um Aktivitäten in den Kirchenvorständen ging. „Bau, Bau, Bau...“ antwortete ein befragter Pfarrer, als ich nach

den Aufgaben des Kirchenvorstandes in den letzten Jahren fragte.<sup>49</sup>

Herr L. aus dem Nachbardorf von Dorf A (im Folgenden Dorf A1 genannt) – es gehört zur Gemeinde von Dorf A – erklärte mir, dass man nun alle fünf Kirchen der Gemeinde so gut saniert hätte, damit für die nächsten Jahre Ruhe wäre. Nun solle man sich auch wieder mehr um die Gemeindeglieder kümmern, vor allem um die Religionspädagogik, damit auch die jungen Leute wieder in die Kirche kämen. Herr L. ist sich bewusst, dass der Kirchenvorstand auch geistliche Aufgaben übernehmen sollte, die aber aufgrund der umfassenden Aufgaben der Gebäudeerhaltung und Grundstückspflege oft zu kurz kommen. Er war der Meinung, dass man in

im Gespräch mit dem Kirchenältesten Herrn M. am 06.01.2017. | 45 Gespräch mit der Bürgermeisterin von Dorf C 25 am 15.12.2016. | 46 Gespräch mit Frau H. aus Dorf C am 02.10.2016. | 47 Jaeggi, Rahel: Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Frankfurt a. M./New York 2005, S. 19, 22-23. | 48 Stückrad, Juliane: Ich schimpfe nicht, ich sage nur die Wahrheit. Eine Ethnographie des Unmuts am Beispiel der Bewohner des Elbe-Elster-Kreises, Brandenburg. Kiel 2010, S. 114f. | 49 Gespräch mit Pfarrer aus Dorf A am 21.05.2017.

den Gemeinden für den Bau verantwortlich sein sollte, „weil sich die Leute auf dem Land mit dem Bauen auskennen und auch sehen, ob Arbeiten anstehen, wenn zum Beispiel die Dachrinne verstopft ist.“ Wir führten das Gespräch in der Kirche und er zeigte mir, wo er Leitungen verlegt hatte, erklärte genau die Phasen der Renovierung und führte mich im Anschluss noch in eine kleine Ausstellung zur Bau- und Sanierungsgeschichte, die in der Patronatsloge eingerichtet ist.<sup>50</sup>

Ein Mann, Mitte 30, aus Dorf A, erklärte, dass er in der Kirche ist und Kirchensteuern bezahlt, „damit die alten Gebäude erhalten bleiben“. Der Institution selber steht er kritisch gegenüber.<sup>51</sup> Ein Fleischer, der beim Fest in Dorf A ein Spanferkel zubereitete, erzählte mir, er habe mit der Kirche „nichts am Hut“, bedauerte aber im Laufe des Gespräches ein wenig, mit seinem Handwerk nichts zum Erhalt des Gebäudes beitragen zu können. Daher hätte er gar keinen Bezug zur Kirche und könne mir bei meinen Fragen leider nicht weiterhelfen.<sup>52</sup> Daran wird sehr deutlich, dass das Bauen an der Kirche als Zugangsmöglichkeit zum religiösen Teil der Dorffrealität begriffen wird.

In allen Orten erfuhr ich von Sanierungen zu DDR-Zeiten und wie sich damals viele aus dem Dorf einbrachten, selbst wenn sie nicht in der Kirche waren. Nicht ohne Stolz berichteten mir Pfarrer, die zu DDR-Zeiten für Dorf B und C zuständig waren, von erfolgreicher Materialbeschaffung über Kontakte zu westdeutschen Partnergemeinden oder selbstbewussten Gemeindegliedern mit guten Beziehungen. So trotzten sie der Mangelwirtschaft und konnten als Pfarrer der Dorfbewohner zeigen, dass sie selber anzupacken wussten.<sup>53</sup> Mir wurde mehrfach bestätigt, dass auch heute noch Interesse

am Erhalt der Kirchen, das über die Kirchengemeinde hinausgehe, bestünde. Die Gemeinde in Dorf C plant die Sanierung des Kirchendaches und der Pfarrer hofft über diese konkrete Aufgabe die Gemeindearbeit wieder mehr zu beleben. Er findet es unproblematisch, dass der Kirchenbau solch eine Rolle für den alltäglichen Glauben spielt, eben weil er eine so verbindende Kraft habe.<sup>54</sup>

#### *Kirche als lokaler Identifikationsraum*

In Dorf B erklärte mir ein kirchenfernes Mitglied des Heimatvereins, dass sich das Dorf in Zukunft um das Kirchengebäude kümmern würde, da er der Kirche vor Ort nur noch 20 Jahre gibt.<sup>55</sup> In Dorf B gab die Sanierung der Gruft der einstigen Gutsherrenfamilien den ersten Anlass für gemeinsame Aktivitäten der Kirchengemeinde und des Heimatvereins. Die Kirche ist ein lokaler Erinnerungsort, wie auch in Dorf A1 die sorgsame Dokumentation der Baugeschichte zeigt. Hier legt die Gemeinde sehr viel Wert darauf, dass Konfirmationen in der Kirche stattfinden. Herr L. erklärte das mit dem Heimatgefühl, zu dem die Dorfkirche gehört. „Das kann man nicht ersetzen.“<sup>56</sup>

In Dorf C erfuhr ich von einem kirchlich aktiven Ehepaar, dass Mitglieder aus ihrer Familie Tränen in den Augen hatten, als sie nach längerer Abwesenheit zurück ins Dorf kamen und als erstes auf dem Berg die Kirche sahen. Das Läuten der Glocken wurde mir als „Klang der Heimat“ beschrieben, mit dem schon die Kinder groß wurden, wenn man ihnen sagte: „Wenn ihr 18.00 Uhr die Glocken hört, kommt ihr nach Hause.“<sup>57</sup>

Ich hörte beim Fest in Dorf A ein Gespräch zwischen dem Pfarrer und einer sehr al-

26 <sup>50</sup> Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | <sup>51</sup> Gespräch mit Herrn C. aus Dorf A am 21.05.2016. <sup>52</sup> Gespräch im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung auf dem Fest in Dorf A am 05.06.2016. | <sup>53</sup> Gespräch mit ehemaligem Pfarrer von Dorf B am 21.09.2016 und mit ehemaligem Pfarrer, der für Dorf C zuständig war, am 30.11.2016. <sup>54</sup> Gespräch mit Pfarrer aus Dorf C am 30.11.2016. | <sup>55</sup> Gespräch mit Herrn D. im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung auf dem Fest in Dorf B am 13.08.2016. | <sup>56</sup> Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | <sup>57</sup> Gespräch mit Herrn und Frau B. aus Dorf C am 29.11.2016.



ten, gebrechlich wirkenden Frau, die sich freundlich begrüßten. Sie stellte fest, dass sie ihn schon lange nicht mehr gesehen hat. Der Pfarrer entgegnete, sie sei auch schon lange nicht mehr in der benachbarten Stadt gewesen. Sie antwortete, es sei immer ein großer Aufwand, jemanden zum Fahren zu finden „und wenn man die Kirche im eigenen Ort hat, geht man da doch lieber hin.“<sup>58</sup> Die Kirche als lokaler Identifikationsraum ermöglicht Angebote der Teilhabe am Gemeindeleben gerade für weniger mobile Gemeindeglieder. Dass zur Gemeinde von Dorf A „5 Kirchtürme“ gehören, wird von meinen Gesprächspartnern aus Dorf A und A1 als ausreichend erachtet.<sup>59</sup> Noch größere Verbände wären ihrer Ansicht nach zu unübersichtlich und zu anonym.<sup>60</sup> An dieser Aussage wird deutlich, dass Identifikationsräume nicht zu weit ausgedehnt werden können.

Waren im vorangegangenen Kapitel kirchliche Gebäude als Zugang zur christlichen Gemeinde und zum Glauben beschrieben worden, sind sie darüber hinaus Ausdruck lokaler Identitäten. Nur so erklärt sich der oben beschriebene Einsatz für den Kirchenerhalt auch von Nichtchristen, der vor allem zu DDR-Zeiten von hoher symbolischer Aussagekraft war. Er ist ein Bekenntnis zur Dorfgemeinschaft, mit der man sich identifizieren möchte über religiöse Grenzen hinweg. In diesem Sinne ist der Erhalt der Kirche ein gemeinschaftsstärkendes Identifikationsangebot. Diese Aufgabe der Kirche geht über die Vermittlung des Glaubens hinaus und verweist auf gesellschaftliche Aufgaben, vor die Kirchengebäude mit ihren vielschichtigen Bedeutungen lokale Gemeinschaften stellen. Die gemeinsam gut sanierte Kirche wird so zum Aushängeschild des ganzen Dorfes.

### *Gemeinderäume*

Über die Kirche hinaus spielen Gemeinderäume eine wichtige Rolle. In der Nachbargemeinde von Dorf A erfuhre ich im Gespräch mit Herrn L. vom Ärger um die Sanierung des Pfarrhauses. Der Pfarrsitz ist in Dorf A. Dorf A1 hat schon seit 1938 keinen Pfarrer mehr, wie mir mein Gesprächspartner erklärte. In den Sitzungen hatte der Kirchenvorstand teilweise Entscheidungen für Dorf A zu treffen, selbst wenn von dessen Gemeinde keiner anwesend war. Das Problem wurde noch verschärft, weil der verantwortliche Architekt aus Dorf A1 stammte. Der Streit beim Pfarrhausumbau führte dazu, dass Herr L. aus dem Kirchenvorstand zurücktrat, weil er nachts schon nicht mehr schlafen konnte. Er kümmert sich nur noch um die Angelegenheiten im eigenen Dorf A1.<sup>61</sup> Obwohl man eine Gemeinde ist, wird der Pfarrhauserhalt letztlich doch als Angelegenheit des Nachbardorfes angesehen, in dem der Pfarrsitz ist. Am Beispiel des Pfarrhausumbaus in Dorf A zeigt sich zudem, dass hier grundlegende Konflikte zwischen den Dörfern mit zum Tragen kamen. Dorf A1 fühlt sich gegenüber Dorf A benachteiligt, vor allem, seitdem man zusammen ein Ortsteil der Nachbarstadt ist und im Stadtrat nicht so geschlossen auftritt, wie es sinnvoll wäre. So hat Dorf A einen Badeteich, der gepflegt werden müsse, und Dorf A1 nicht, wurde mir als Beispiel genannt. Bei der einstigen Reduzierung der Pfarrstellen und einer früheren Wahl des Pfarrers kam es schon einmal zu Meinungsverschiedenheiten. Bei der Zusammenlegung von Kirchgemeinden traten zudem Konflikte zur Auftragsvergabe zwischen Gärtnereien auf. Das Nachbardorf befürchtet, Dorf A wolle alles an sich ziehen. Auch hier scheint das Prinzip der Reziprozität – in diesem Fall eine unterstellte negative

Reziprozität – das Verhältnis beider Dörfer zu bestimmen. Die Befürchtung benachteiligt zu werden, wird verstärkt durch Strukturveränderungen in den Verwaltungen von Kirche und Kommune.

Hatte ich in Dorf A den Eindruck, dass der Kirchenvorstand sehr selbstständig mit den Umbauten des Pfarrhauses befasst war, so erhielt ich in Dorf B die Mitteilung, dass man bei der geplanten Sanierung des Pfarrhauses gerne mehr mitreden wolle. So sei die Dachsanierung sehr teuer. „Auf dem Land kennt man sich aus mit dem Bau und weiß, was sowas kostet“, beschwerte sich meine Gesprächspartnerin Frau G. bei mir. Doch sie würde erst informiert, wenn alles entschieden sei. Ein Raum für den Kindergottesdienst sei von einem Mann aus der Gemeinde wiederhergerichtet worden, „weil der so schlimm aussah“. Im Vorfeld des Dorffestes hätte sie dort erst einmal saubergemacht. Die Katechetin kümmere sich um so etwas nicht. Sie selbst würde in so einem Raum die Kinder nicht unterrichten wollen. Die Katechetin müsse nur einmal bei den Eltern Bescheid sagen, dann würden die bestimmt sauber machen. Dieses kleine Ärgernis zeugt davon, dass es nicht nur um den Bau geht, sondern auch um die Pflege. Das regelmäßige Putzen der Gemeinderäume ist eine Aufgabe, deren Organisation ein hohes Maß an Absprachen und Verantwortungsbewusstsein verlangt und deshalb auch reichlich Konfliktpotenzial birgt. Frau G. beklagte zudem den Verfall eines sehr schönen alten Seitengebäudes, das zum Pfarrgrundstück gehört, und setzte dieses mit der abgeschlossenen Sanierung der Pfarrscheune im Nachbardorf ins Verhältnis. Zudem erwähnte sie die Wiedererrichtung einer abbruchreifen Kirche in einem weiteren Dorf, was ihrer Meinung nach Geldverschwendung sei.<sup>62</sup>

Beim unterschiedlichen Umgang mit kirchlichen Immobilien in den Dörfern bleiben scheinbar Neiddebatten nicht aus. Der für Dorf B zuständige Pfarrer äußerte sich dagegen erleichtert, dass man das Pfarrhaus in Dorf B für die Gemeinde überhaupt behalten kann. Denn nach Maßgabe des Landeskirchenamts sind alle Gemeinden aufgefordert, ihren Immobilienbestand darauf zu überprüfen, ob die Nutzung ausreichend ist und genügend Rücklagen zum Erhalt vorhanden sind. Diese Überprüfung ergab, dass viele Gebäude abgegeben werden müssen. Für die Gemeinde in Dorf B wäre das aber ein zu harter Einschnitt gewesen. Nun ist die obere Etage des Pfarrhauses vermietet. In der unteren befinden sich die Gemeinderäume. Mit einem regelmäßigen Sommerfest sollen die Einnahmen zusätzlich erhöht werden.<sup>63</sup> Trotz dieser Bemühungen besteht in Dorf B das Gefühl der Benachteiligung, weil im Nachbarort das Pfarrhaus als Verwaltungssitz bleibt und die Pfarrscheune neu ausgebaut wurde. Daher nimmt Frau E., ein sehr aktives Gemeindeglied aus Dorf B, Angebote im Nachbardorf nicht wahr. „Die wollen alles an sich ziehen und in [Dorf B] wird es immer weniger“.<sup>64</sup>

In Dorf C gibt es keinen Ort mehr, an dem sich die Gemeinde versammeln kann, seitdem das Pfarrhaus verkauft ist. Veranstaltungen in der Kirche, wie ein Chorkonzert zum Advent, scheitern an fehlenden sanitären Anlagen. Der Kaufverkauf, der mit einem jungen Mann über das Pfarrhaus abgeschlossen wurde, enthält das Nutzungsrecht für Räume im Erdgeschoss. Doch der Chor schrumpfte in den letzten Jahren auf ein „winziges Häuflein“ zusammen und die Veranstaltungen der Bibelwochenabende wurden kaum noch wahrgenommen. Zudem ist der Gemeinderaum eng und ungemütlich.

28 62 Gespräch mit Frau G. aus Dorf B am 12.08.2016. | 63 Gespräch mit für Dorf B zuständigen Pfarrer am 20.09.2016.  
64 Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016.

Daher hatte die vereinbarte Nutzung bald keinen Sinn mehr. Diese Zusammenhänge erklärte mir der zuständige Pfarrer.<sup>65</sup> Im Dorf erfuhr ich dagegen, dass die Absprache mit dem neuen Besitzer nicht funktioniere.

Das unsanierte Pfarrhausgelände wirkt im Ortsbild trostlos. Auch wenn Dorf C schon seit 1919 keinen eigenen Pfarrer mehr im Ort hat, so war das Pfarrhaus doch regelmäßig von kirchlichen Mitarbeitern wie pensionierten Pfarrern und Kantorinnen bewohnt und bot einen Gemeinderaum. Die vielschichtigen Interaktionsmöglichkeiten, die sich aus der Beziehung der Gemeinde zu ihren Immobilien ergeben, reduzieren sich in Dorf C auf den Kirchenbau. Da das Kirchengebäude im Winter zu kalt ist, kann es den Mangel an einem eigenen Raum vor Ort nicht zuverlässig ausgleichen. Somit wurden alle Gemeindeaktivitäten außerhalb des Gottesdienstes in das Nachbardorf verlegt. Dorf C hat die größten Probleme von allen untersuchten Dörfern, Christen zu motivieren, sich in der Gemeinde einzubringen. Liegt das am Raummangel oder ist der Raummangel Ergebnis des immer mehr nachlassenden Interesses der örtlichen Christen am Gemeindeleben? Diese Fragen können leider nicht beantwortet werden. Ein aktives Gemeindeglied aus Dorf C1 erwähnte den Plan, eine Winterkirche im Kirchengebäude einzurichten. Doch er ist sich nicht sicher, ob sich der Aufwand lohnen würde.<sup>66</sup> Hinter diesen zögerlichen Überlegungen werden Zweifel an der Kraft der Gemeinschaftsbildung der Gemeinde deutlich.

#### *Zwischenergebnis: Kirche als konkreter Ort*

Kirchengebäude materialisieren den Glauben. Sie geben Menschen die Chance, ihr Zugehörigkeitsgefühl zur christlichen Ge-

meinschaft durch Arbeiten an der Kirche auszudrücken, ohne über das private Thema ihres Verhältnisses zu Gott und Jesus Christus reden zu müssen. Kirche als konkreter Ort hat das Potenzial, Christen und Nichtchristen zusammenzubringen, weil sie ein vielschichtiger lokaler Identifikationsraum ist. Die Gespräche zeigten, dass der Erhalt des Kirchengebäudes und anderer Bauten, die der Gemeindegemeinschaft dienen, Menschen als konstruktive Aufgabe zusammenbringt.<sup>67</sup> Von meinen Gesprächspartnern wurde es als richtig erachtet, die Verantwortung für den Erhalt der Gebäude vor Ort zu belassen. Freilich bergen aufwendige Bauvorhaben die Gefahr in sich, dass alle anderen auf den Glauben bezogenen Aktivitäten in den Hintergrund treten. Gemeinsames Bauen kann darüber hinaus Konflikte erzeugen, die vor allem, wenn die Bauvorhaben ehrenamtlich geleitet werden, schnell zum Rückzug aus Kirchenvorstand und Ehrenamt führen können. Daher bedarf es in Konfliktfällen vermittelnder Hilfestellungen. Auch wenn es durchaus eine Erleichterung für die Arbeit des Kirchenvorstandes sein kann, sich um weniger Gebäude kümmern zu müssen, sollte, wie im Falle von Dorf B geschehen, genau überprüft werden, wie wichtig das Gebäude für die lokale Identität ist. Denn wenn ein für das dörfliche Bewusstsein wichtiges Haus verkauft oder gar abgerissen wird, hat die Gemeinde eine Chance weniger, Menschen in einem gemeinsamen Bauprojekt für den Glauben und die Dorfgemeinschaft auseinanderzubinden.

Bei der Zusammenlegung von Gemeinden und dem damit einhergehenden unterschiedlichen Umgang mit Immobilien und deren Nutzung sind Neiddebatten, Gefühle der Benachteiligung und der Rückzug des Gemeindelebens Begleiterscheinungen, die

<sup>65</sup> Pfarrer von Dorf C; Kommentar zum Text vom 30.08.2017. | <sup>66</sup> Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 29.06.01.2017. | <sup>67</sup> Raschzok bemerkt zur Bedeutung der Kirchenbauten: „Über ihre religionsimmanente Funktion hinaus kommt ihnen als Zeichen des Unverfügbaren in einer zweckrational bestimmten Gesellschaft hohe symbolische Bedeutung zu, da sie über ihre binnengemeindliche Relevanz hinaus für die Interaktion zwischen Individuen, christlicher Religiosität und Gesellschaft eine entscheidende Rolle spielen.“ Raschzok, Klaus: „... geöffnet, für alle übrigens“ (Heinrich Böll). Evangelische Kirchenbauten im Spannungsfeld von Religion und Gesellschaft,

verstärkt werden, wenn die Dörfer auch auf anderen Ebenen in einer Konkurrenz-situation stehen. Der ungleiche Umgang mit kirchlichen Immobilien kann das schon bestehende Konfliktpotenzial zwischen den Dörfern sogar noch erhöhen. Hinter der Ablehnung, in einer anderen Kirche als der eigenen am Gottesdienst teilzunehmen, steht die Befürchtung, den Rückgang der Gemeindefarbeit am eigenen Ort noch zu unterstützen und den Bedeutungsverlust des

eigenen Dorfes zu beschleunigen. Die lokale Identität steht in diesem Fall über dem Identitätsangebot einer übergeordneten christlichen Gemeinde, die letztlich als weniger verbindlich wahrgenommen wird. Wenn das Gefühl besteht, dass die eigene lokale Kultur Wertschätzung erfährt, und das zeigt sich auch am Umgang mit den Immobilien, entsteht die Selbstsicherheit, um unbefangen auf Nachbargemeinden zuzugehen.

*Der Gottesdienst*

## KIRCHE ALS BESONDERE ZEIT

Der Rückgang der Gottesdienstbesucher in den letzten Jahrzehnten zeigt, dass die Bedeutung der Unterbrechung des Alltags durch den regelmäßigen Gottesdienstbesuch für viele Menschen in den untersuchten Dörfern nicht von großer Bedeutung zu sein scheint. Der Kirchenbesuch zu wenigen hervorgehobenen Anlässen im Jahr wie Weihnachten, Ostern oder Erntedank scheint den Bedarf einer großen Zahl von Menschen an Jahreslauf-Ritualen zu decken. Auf das Individuum bezogene Feiern zur Kennzeichnung der Lebensstufen bleiben dagegen wichtig. Hier konkurriert die Kirche mit außerkirchlichen Angeboten wie Jugendweihe oder weltlicher Bestattung, bleibt aber dennoch von Bedeutung.

Es zeigte sich im Lauf der Gespräche, dass gerade bei Menschen, die selten in den Gottesdienst gehen, eine große Erwartungshaltung besteht. Sie erhoffen sich ein besonderes Erlebnis. Wenn das nicht eintritt, wird diese Negativerfahrung zur Rechtfertigung genutzt, nicht mehr oder nur noch sehr selten in die Kirche zu gehen. So erzählte mir eine kürzlich zugezogene junge Frau aus Dorf B, die sich mir namentlich nicht vorstellte, dass sie mit ihrer Tochter, die in

eine evangelische Schule geht, einen Sonntagsgottesdienst besuchte, weil sie neugierig war und hoffte, Bekanntschaften zu schließen. Sie war aber enttäuscht, dass nur wenige den Weg in die Kirche gefunden hatten und fühlte sich in der Situation nicht wohl.<sup>68</sup> Dagegen bewertete ein „alteingesessenes“ Gemeindeglied den Gottesdienstbesuch in Dorf B als „ganz gut“. In die alle vier Wochen stattfindenden Gottesdienste kämen ungefähr fünfzehn Leute.<sup>69</sup>

Frau O. aus Dorf B. erzählte, dass für sie die Kirche der einzige Ort ist, um Menschen zu treffen. Sie ist vor einem Jahr ins Pfarrhaus gezogen und kennt noch nicht viele im Dorf. Allerdings fällt ihr die Teilnahme am Gottesdienst nicht so leicht, weil sie keine kirchliche Erziehung hatte und oft nicht genau weiß, wie sie sich richtig verhalten soll. Auch sie wunderte sich, dass nur wenige in den Gottesdienst gehen und dann auch nur in ihre eigene Kirche. Sie selber schätzt am Gottesdienst die Ruhe. „Der zentrale Gedanke, der mir am Christentum gefällt, ist die Nächstenliebe.“<sup>70</sup> Eine junge Frau, die mit ihrem Chor an einem Gottesdienst teilnahm und ein aufkeimendes Interesse an der Kirche verspürte, war enttäuscht über eine islamfeindliche Predigt und wunderte sich,

30 in: Kerner, Hans (Hg.): Lebensraum Kirchenraum. Das Heilige und das Profane. Leipzig 2008, S. 17-36, hier S. 17. 68 Gespräch beim Dorffest in Dorf B am 13.08.2016. | 69 Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. | 70 Gespräch mit Frau O. aus Dorf B am 19.09.2016.

dass so etwas in der Kirche geduldet wird. Ihr Lebensgefährte meinte, die Kirche ver-gebe viele Chancen, und nannte als Beispiel die Weihnachtsgottesdienste. Der frühere Pfarrer habe der Gemeinde freigestellt, wie die Krippenspiele aussehen sollten. „Da stand sogar mal Elvis auf der Bühne.“ Das habe die jungen Leute angesprochen. So et-was müsse es häufiger geben.<sup>71</sup>

Aus der ethnologischen Forschung ist be-kannt, dass Rituale ihre Wirkung erst ent-falten, wenn sie regelmäßig wiederholt werden. Die Erwartung von Menschen, die nur sehr selten den Gottesdienst besuchen, kann daher schnell enttäuscht werden. Herr L. brachte den Aspekt der Lebenserfahrung in die Überlegungen ein, als er meinte: „Man muss erst einmal Höhen und Tiefen durch-lebt haben, um den Gottesdienst schätzen zu können.“<sup>72</sup> Darin ist die lebensbegleitende Funktion des Gottesdienstes angesprochen, die sich aber erst richtig entfaltet, wenn man das Ritual in verschiedenen Phasen der Bio-grafie erlebt hat.

Ich nahm an Gottesdiensten in Dorf A, einem weiteren Nachbardorf (Dorf A2) und Dorf C sowie an einer Feierstunde anläss-lich des Dorfjubiläums in Dorf B teil. Der Gottesdienst in Dorf A im Mai 2016 war um 9.00 Uhr morgens von 12 älteren Personen besucht, die vor Beginn still in den Bänken saßen und nur wenig Kontakt miteinander aufnahmen. Der Gottesdienst lief sehr zügig ab, weil der Pfarrer, der in Vertretung war, noch weitere Gottesdienste hatte. Im Nach-bardorf A2 waren beim Gottesdienst am gleichen Tag um 10.30 Uhr 22 Personen an-wesend. In Dorf A hatte man mir schon be-richtet, dass es in Dorf A2 mehr Kirchgänger gäbe, obwohl das Dorf kleiner sei<sup>73</sup> und auch der Zusammenhalt in der Gemeinde größer

wäre.<sup>74</sup> Man erklärte das damit, dass sich im Dorf nach dem Krieg mehrere sehr fromme Flüchtlingsfamilien angesiedelt hätten, die das Gemeindeleben bis heute prägen. Der Pfarrer meinte: „Das ist mein Eindruck. [Dorf A2] funktioniert deshalb so gut, weil da ist nichts mehr, gar nichts mehr! Ja, da gibt's kein Laden. Da fährt einmal der Bus, das ist der Schulbus und ansonsten organi-sieren die sich ihr Leben komplett selbst. Und dann packen alle mit an, und dann sind alle mit da und die feiern eben auch ent-sprechend. Und wenn Kirche sich an Feier-lichkeiten mit beteiligt, und so paar Sachen mit anbietet, dann kommen die auch in die Kirche.“<sup>75</sup> Die Stimmung beim Gottesdienst in Dorf A2 wirkte entspannt. Es waren auch Kinder anwesend. Man plauderte vor Be-ginn humorvoll mit dem Vertretungspfarrer.

In Dorf C fand Erntedank in einer sorgsam geschmückten Kirche statt. Der Gottesdienst verlief in einer sehr angenehm entspannten Atmosphäre. Einige Familien füllten die hinteren Bänke. Es waren Gäste aus dem nahegelegenen Rüstzeitheim im Nachbar-dorf. Hinzu kamen die Sängerinnen und Sänger des Chores. Die Befürchtung meiner Gesprächspartnerinnen vom Vorabend, dass keiner in den Gottesdienst käme, bestätigte sich also nicht. Vom Pfarrer erfuhr ich aber, dass es im Dorf schon durchaus vorgekom-men ist, dass sie zu dritt Gottesdienst gefei-ert haben.<sup>76</sup>

In allen Gottesdiensten empfand ich die Predigten als sorgsam vorbereitet, anspre-chend vorgetragen und die Kirchenmusik als hochwertig. Ein Pfarrer betonte, dass er sich besonders auf die Kasualien konzen-triert, weil er hier die Menschen erreichen kann. Nach einem sehr schönen Konfirmati-onsgottesdienst hätten sich viele bei ihm be-

71 Gespräch mit Frau U. und Herrn C. aus Dorf A am 21.05.2016. | 72 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A131 am 23.05.2016. | 73 Gespräch mit Herrn Z. aus Dorf A auf dem Friedhof nach dem Gottesdienst in Dorf A am 22.05.2016. 74 Gespräch mit mehreren Personen im Gasthof von Dorf A am 20.05.2016. | 75 Gespräch mit Pfarrer von Dorf A am 21.05.2016. | 76 Gespräch mit Pfarrer, der für Dorf C zuständig ist, am 30.11.2016.

dankt. Einmal bat nach einem Gottesdienst eine Frau aus einer ganz anderen Gemeinde ihn um ein Seelsorgegespräch.<sup>77</sup> Herr L. aus Dorf A1 erzählte mir auf meine Frage, was er für sein ehrenamtliches Engagement für die Kirche zurückbekäme, von einem wunderbaren Konfirmationsgottesdienst. Er begrüßte, dass man im Gottesdienst jetzt vor allem die Freude betont und mit neuen Formaten mehr Menschen erreichen möchte.<sup>78</sup> Familiengottesdienste würden gut angenommen, bestätigte mir die Bürgermeisterin von Dorf C, weil man hier etwas gemeinsam mit den Kindern erlebt.<sup>79</sup> Beim Krippenspiel zu Weihnachten, das von Frauen aus Dorf C1 einstudiert wird, würde man dann auch die Familien ansprechen.<sup>80</sup>

Die meisten meiner Gesprächspartner sammelten ihre Erfahrungen mit dem Gottesdienst zu Weihnachten. Ein junger Mann aus Dorf B, den ich beim Dorffest fragte, warum er nur Weihnachten ginge, antwortete etwas zögerlich, so als sei es ihm unangenehm darüber zu reden, dass er denke, es bringe Glück für das nächste Jahr.<sup>81</sup> Der Gottesdienst wird aus dieser Perspektive zur magischen Handlung mit apotropäischem Charakter.

Es stellt sich nun die Frage, was Weihnachts- und Familiengottesdienste bieten, was andere Gottesdienste nicht zu leisten vermögen. Auffallend ist, dass es Gottesdienste sind, in denen es um ein gemeinsames Erlebnis in der Familie geht. Der Gottesdienst bietet Raum, um Familienzugehörigkeit zu empfinden. Hier scheinen die sozialen Aspekte hervorzutreten, die in anderen Gottesdiensten weniger ausschlaggebend erscheinen. Soziale Anreize werden auch für den guten Gottesdienstbesuch in Dorf A2 angegeben, in denen einige Familien,

die kirchlich aktiv sind, andere mitziehen würden, wie mir meine Gesprächspartner aus Dorf A1 erklärten.<sup>82</sup> Am Erlebnis der jungen Frau, die sich unter den wenigen Gottesdienstbesuchern in Dorf B unwohl fühlte, zeigt sich, dass schon das Erwarten eines schlechten Gottesdienstbesuches davon abhalten kann, selber zu gehen, weil die Situation als unangenehm empfunden wird. Gottesdienste mit wenigen Besuchern wirken trostlos, selbst wenn die Predigt und die Kirchenmusik von guter Qualität sind. Weiß man aber, dass auch andere kommen, wie in Familiengottesdiensten, bei denen vielleicht auch die Kinder in die Gestaltung einbezogen werden, fühlt man sich wohler. Es ist also nicht unbedingt das Format selbst, das mehr Besucher in den Gottesdienst zieht, wie man an Dorf A2 erkennen kann, sondern die Erwartung eines gemeinschaftlichen Erlebens, die sich damit verbindet. Diese Erwartung kann sich durchaus auch an einen regulären Sonntagsgottesdienst knüpfen, wenn er als gemeinschaftsstiftendes Erlebnis im Dorf kommuniziert wird.

Von einem Radiogottesdienst, der im Nachbardorf aufgezeichnet wurde, schwärmte Frau H. aus Dorf C. Sie gestaltete mit dem Chor diesen Gottesdienst mit: „Da war ein Zusammenhalt im Chor und in der Gemeinde, das war sehr ergreifend.“<sup>83</sup>

#### *Nicht in den Gottesdienst gehen*

Das Bedauern über schlechte Gottesdienstbesuche, das ich bei einigen meiner Gesprächspartner erkannte, führt nicht unbedingt dazu, selber regelmäßiger zu gehen.<sup>84</sup> Nicht in den Gottesdienst zu kommen wird vor allem zeitlich begründet: „Der Sonntag ist der einzige Tag, wo man was auf dem Grundstück schafft.“<sup>85</sup> Die Gottesdienste

32 77 Gespräch mit Pfarrer von Dorf A am 21.05.2016. | 78 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. 79 Gespräch mit Bürgermeisterin von Dorf C beim Dorffest am 01.10.2016. | 80 Gespräch mit Bürgermeisterin von Dorf C am 15.12.2016. | 81 Gespräch beim Dorffest in Dorf B am 13.08.2016. | 82 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | 83 Gespräch mit Frau H. aus Dorf C beim Dorffest in Dorf C am 01.10.2016. | 84 Gespräche mit Kirchenvorständen aus den Dörfern A, B und C. | 85 Gespräch mit Herrn C. aus Dorf A am 21.05.2016.

sind zu früh, sodass man nicht ausschlafen kann oder zu spät, um das Mittagessen vorzubereiten. Sonntag ist der einzige Tag, an dem die Familie zusammen um den Mittagstisch sitzt. Eine Frau erklärte, dass sonntags immer die Enkel zu Besuch kommen und sie keine Zeit hat.<sup>86</sup> Diese Aussagen zeigen, dass die gemeinsame Zeit mit der Familie einen höheren Stellenwert einnimmt als der Gottesdienstbesuch. Vor dem Hintergrund, dass vor allem Mobilität das Leben in den Dörfern bestimmt, viele der jüngeren Generationen gänzlich weggezogen sind und nur zu Besuch kommen, scheint das nachvollziehbar. Der Gottesdienstbesuch erscheint dann als störende Unterbrechung des heimischen Zusammenseins.

Herr R. aus Dorf B erinnert sich: Zu DDR-Zeiten während des Studiums ging er ab und zu gerne zum Gottesdienst, obwohl er nicht christlich erzogen ist. „Dort hat man auch mal Dinge erfahren, die man sonst so nicht hörte. Heute kriegt man alle Informationen, die man möchte.“<sup>87</sup> Herr R. spricht hier einen wichtigen Aspekt an. Der Gottesdienst konnte in Zeiten der DDR die Neugierde anregen, weil er den Reiz des Fremden und Verbotenen hatte und durchaus auch für ein widerständiges Lebensmodell stand. Diese Funktion hat er aus Sicht meines Gesprächspartners mit der Revolution von 1989 vollkommen eingebüßt.

Frau E. berichtete von ihrer Enkelin, die nicht mehr in den Sonntagsgottesdienst geht, weil sie bei der Diakonie arbeitet und dort schon drei Mal in der Woche mit Senioren Gottesdienste besucht. Die Enkelin meint zudem, „bei der Kirche würde so viel schief laufen.“ Daher hält sich ihr Interesse am Gottesdienst mittlerweile in Grenzen.<sup>88</sup>

Der Gottesdienst wurde von vielen als Zusatztermin wahrgenommen, in einer Zeit, in der man sowieso schon zu viele Termine hat. Aktivitäten auf dem Grundstück oder die Ausübung des Hobbys werden hinsichtlich der Entspannung vom Alltagsstress und des Kraftschöpfens höher bewertet. Es gelingt scheinbar nur Wenigen, im regulären Sonntagsgottesdienst familiäre Verantwortung, den Wunsch nach Regeneration und religiöse Bedürfnisse miteinander verbunden zu wissen. Wenn das glückt wie bei Familiengottesdiensten oder die Lebensstufen begleitenden Gottesdiensten, wird er als Quelle der Kraft wahrgenommen.

#### *Kirche bei profanen Veranstaltungen*

Gemeinsame Festveranstaltungen von Kirchgemeinde und Vereinen werden zum einen als Chance wahrgenommen Kräfte zu bündeln, zum anderen aber auch als Kraftakt für alle Beteiligten beschrieben. Ein besonders eindrückliches Beispiel für diese Verbindung stellte die Feierstunde anlässlich des Dorfjubiläums in Dorf B dar. Die Kirche war gut besucht. Nach einer Reihe von Grußworten folgte ein Vortrag über die Geschichte des Dorfes. Ein zweiter Vortrag widmete sich den ländlichen Arbeitsbedingungen seit dem Mittelalter bis in die Nachwendezeit. Der Pfarrer sprach in seinem Beitrag zur Geschichte der Kirchgemeinde auch schwierige Fragen zur Zukunft der Kirche im Ort an. Die Chance der Kirche als Ort der Begegnung mit Dingen, die „über etwas hinausgehen“, als Ort der Fragen, der Zuversicht und des Vertrauens wurde dabei auch für areligiöse Besucher der Veranstaltung nachvollziehbar hervorgehoben. Anschließend widmete sich ein Beitrag den Flüchtlingen, die nach 1945 in Dorf B eine neue Heimat finden mussten. Die „Publi-

kumsresonanz“ auf das anschließend vom Band abgespielte Schlesierlied war ergreifend, weil viele ältere Menschen still weinten. Orgelmusik und Sologesang wechselten sich mit Gemeinde- und Chorgesang zwischen den Wortbeiträgen ab. Vor dem letzten gemeinsam gesungenen Lied – „Kein schöner Land“ – beteten die Anwesenden für das Dorf und seine Menschen. Die Stimmung wurde von mir am Ende als ausgesprochen feierlich und ernst wahrgenommen. Inmitten des üblichen Dorffesttrubels mit Bierzelt, Kaffee- und Kuchentafel, Verkaufsständen und Kinderprogramm bot die Kirche Raum und Zeit für eine tiefgründige, ehrliche und sinnstiftende Gedenkfeier.

Vom Pfarrer erfuhr ich, dass er dieses Veranstaltungsformat vorgeschlagen hatte, inspiriert durch zivilreligiöse Feiern in England. „So eine zivilreligiöse Feier. ... Das begeistert mich eigentlich und ich denke, das wäre eine Form der Religiosität, die für einen Ort wie [Dorf B] eigentlich genau das richtige wäre. Die Leute sind nicht so wahn-sinnig christlich. Es gibt welche, die wirklich sehr im christlichen Glauben stehen, aber viele nicht. Aber eigentlich ist so diese Sehnsucht, dass es in sowas Transzendente[m] aufgeht.“ Es sollten sich so viele wie möglich davon angesprochen fühlen, ohne dass dabei gänzlich auf die Vermittlung christlicher Inhalte verzichtet wird. Nach den guten Erfahrungen mit der Feierstunde in Dorf B hält der Pfarrer das Format zivilreligiöser Veranstaltungen für durchaus zukunftsfähig für die Arbeit der Kirche in den Dörfern zu besonderen Anlässen, um möglichst viele Menschen zu erreichen.<sup>89</sup>

Deutlich wurde, dass die Ritualerfahrungen kirchlicher Mitarbeiter für die Inszenierung sinn- und gemeinschaftsstiftender Veranstal-

tungen für die dörfliche Festkultur von großer Bedeutung sind.

Im selben Dorf anlässlich des gleichen Jubiläums stieß ein Weinfest, das im Pfarrgarten sehr erfolgreich veranstaltet wurde, allerdings auf widersprüchliche Stimmungen. Das im Pfarrhaus zur Miete wohnende Ehepaar hatte die Idee, mit einem Weinfest das Dorfleben zu bereichern und den schönen Pfarrgarten ins Bewusstsein zu rücken. Die Kirchgemeinde ist wiederum daran interessiert, zur Finanzierung des Pfarrhauses einmal im Jahr ein Gemeindefest zu organisieren. So schloss man sich zusammen, um am Freitagabend des Jubiläumswochenendes gemeinsam einzuladen. Der Zuspruch überstieg die Erwartungen bei weitem und das Weinfest mit geschmackvoller Ausstattung und angenehmer Live-Folk-Musik wurde als Erfolg bewertet. Im Festzelt dagegen feierte die Freiwillige Feuerwehr mit Bier und der üblichen Dorffest-Atmosphäre. Ein eigener Flyer, der für das Weinfest warb, wurde zudem als Affront gegen den gemeinsam verfassten Festflyer angesehen. Offen wurde dieser Ärger allerdings nicht ausgetragen.<sup>90</sup> Ich erfuhr durch Nebenbemerkungen beim Dorffest und im Gespräch mit dem Bürgermeister<sup>91</sup> erst im Nachgang von Ärger seitens der Freiwilligen Feuerwehr darüber, der sogar in Austrittsdrohungen mündete. Einige meinten, die Veranstalter des Weinfestes wollten die Gemeinschaft spalten und fühlten sich als etwas Besseres. Beim Weinfest gab es kein Bier. Biertrinker blieben im Festzelt der Freiwilligen Feuerwehr unter sich. Der abgerissene Kopf einer Strohpuppe, die den Vorgarten eines sehr aktiven Gemeindegliedes anlässlich des Dorffestes schmückte, wurde im Zusammenhang mit dem Weinfest gesehen. Am Beispiel dieser im Dorffest weitergegebenen Erzählung entstand ein

34 <sup>89</sup> Gespräch mit Pfarrer, der für Dorf B zuständig ist, am 20.09.2016. | <sup>90</sup> So erfuhr der zuständige Pfarrer erst durch mich von den Streitigkeiten im Hintergrund. | <sup>91</sup> Gespräch mit dem Bürgermeister von Dorf B am 19.09.2016.



Eindruck von der Spannung, die in Dorf B herrscht, hinter der aber die Sehnsucht nach einer geschlossenen homogenen Dorfgemeinschaft steht. Das Weinfest wurde von seinen zahlreichen Besuchern als Bereicherung empfunden und der Wunsch geäußert, es jedes Jahr zu feiern. Sollte es dann keine Termindopplungen mit der Freiwilligen Feuerwehr geben, wird es sicherlich als weniger problematisch eingeschätzt.<sup>92</sup>

In Dorf A trat im Jahr 2016 zum ersten Mal die Kirche auch beim Dorffest auf. Ausgegangen war dies von einem Missverständnis in der Gottesdienstplanung. So hatte der Pfarrer einen Gottesdienst auf den Sonntag des zweitägigen Dorffestes gelegt. Ein Gemeindeglied gab dann zu bedenken, dass da möglicherweise keiner käme. Da entschied der Pfarrer, dass die Kirche zum Dorffest kommt in Form einer kurzen Andacht im Festzelt beim Kaffeetrinken.<sup>93</sup> Der Vertretungspfarrer wurde beim Fest mit distanzierendem Respekt empfangen, saß vor Beginn an einem Tisch am Rand des Festzeltes, wurde mit Tee versorgt und begrüßte einige ältere Gemeindeglieder. Dann trat er auf die Bühne im vorderen Teil des Festzeltes, stand allerdings nicht in der Mitte, sondern auf der linken Hälfte und begann mit den Worten: „Liebe [Dorf A]er, liebe Gäste, jetzt müsst ihr Kirche über Euch ergehen lassen.“ Diese wie eine Entschuldigung klingende Einleitung, fast so als würde er sich aufdrängen, ist nur als Understatement zu verstehen, denn das, was dann folgte, war eine kurze Andacht, die auf sehr konzentrierte Zuhörer stieß. Da es sich um das Kaffeetrinken handelte, war es vor allem älteres Festpublikum, das hier zusammensaß. Der Pfarrer betonte die Bedeutung des Kirchturms für das Heimatgefühl und bestärkte die Gemeinde darin, in der

Kirche einen Ort der Kraft zu erkennen, in einer Welt, die so oft Angst macht. Dabei lobte er, dass Menschen zusammen feiern und Gemeinschaft empfinden. Eine ZuhörerIn sagte neben mir anerkennend: „Das ist gut!“ Nachdem die kurze Andacht beendet war, folgte Applaus und der gemischte Chor sang „Geh aus mein Herz und suche Freud“. Schon im Vorfeld war mir an verschiedenen Stellen berichtet worden, dass beim Dorffest nun auch die Kirche dabei ist und dass man „damit kein Problem“ habe.<sup>94</sup> Im Folgejahr allerdings lehnte der Heimatverein das erneute Auftreten des Pfarrers im Dorffestprogramm ab. Die Gemeinde hatte angefragt, ob die Andacht im Festzelt jetzt nicht zu einer „Tradition“ werden könne. Gemeindeglieder, die auch im Heimatverein Mitglieder sind, konnten sich aber nicht durchsetzen. Die Andacht des Pfarrers im Jahr 2016 galt als einmalige Aktion, die nicht wiederholt werden sollte.<sup>95</sup> Scheinbar wurde der Auftritt der Kirche von zentralen Meinungsbildnern als Störung des gewohnten Festablaufes empfunden.

Ähnliches wurde mir aus Dorf C1 berichtet. Hier wird jährlich zu Johannis ein großes Dorffest gefeiert. Der Auftritt des Kirchenchores vor vielen Jahren wurde als unpassend empfunden, weil es nicht ruhig genug war, einige mit ihren Biergläsern herumliefen und keiner richtig zuhörte.<sup>96</sup> Auch das Baum schmücken zum Advent und das Osterfeuer – Veranstaltungen, die in allen untersuchten Dörfern von der Freiwilligen Feuerwehr organisiert werden – laufen ganz ohne Beteiligung der Kirche ab, obwohl sich die Termine aus dem christlichen Festkreis dazu anböten.

Wir erkennen an diesen Beispielen, wie schwierig es ist, kirchliche Aktivitäten mit denen anderer Vereine zu verknüpfen. Möglicherweise fühlen sich viele Bewohner

<sup>92</sup> Das Weinfest fand auch im Jahr 2017 statt und zog trotz Regens ungefähr 100 Gäste an. <sup>93</sup> Gespräch mit Pfarrer 35 von Dorf A am 21.05.2017. | <sup>94</sup> Gespräch in Gaststätte am 20.05.2016, Gespräch mit Frau aus dem Heimatverein beim Dorffest am 04.06.2016. | <sup>95</sup> Mitteilung des Pfarrers in einer E-Mail vom 02.06.2017. | <sup>96</sup> Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2017.

woher, wenn sakrale und profane Bereiche sorgsam voneinander getrennt bleiben. Es geht darum, wer in welchem Lebensbereich des Dorfes die Deutungshoheit besitzt. Das Dorffest in Dorf A als Veranstaltung der Vereine bietet der Kirche keine Bühne mehr für die Darstellung ihrer Inhalte. Auch wenn eine offene Kirchenfeindlichkeit mir gegenüber nie dargestellt wurde, zeigen solche Entscheidungen, wie stark die Ressentiments gegen die Kirche sind.

### *Profan-sakrale Veranstaltungen in der Kirche*

Die Kirchen sind dagegen als Orte sowohl sakraler als auch profaner künstlerischer Aufführungen anerkannt. Der gemischte Chor aus Dorf A gestaltete jüngst ein Adventskonzert und die Johannisandacht mit.<sup>97</sup> Er hat in seinem Repertoire auch Kirchenlieder bzw. Volkslieder mit religiösen Inhalten, die er beim Dorffest 2016 vortrug, was scheinbar als weniger problematisch angesehen wurde als das Reden eines Pfarrers. Denn auch im Jahr 2017 gestaltete der gemischte Chor das Festprogramm in Dorf A mit.

Konzerte in Kirchen sind auch für areligiöse Bewohner ein Anlass, die Kirche zu besuchen. Eine junge Frau aus der Freiwilligen Feuerwehr in Dorf A sagte, sie habe mit der Kirche „nichts am Hut“, aber auch „kein Problem damit“ und sie hat Freunde, die in der Kirche sind. Sie geht manchmal zu Veranstaltungen in Kirchen.<sup>98</sup>

Ein Paar, von dem der Mann familiär bedingt kirchlich ist, seine Freundin aber nicht, findet über das Singen in einem Gospelchor regelmäßig den Weg in Kirchen. Sie stellte fest, dass Auftritte in katholischen Kirchen besser besucht und organisiert sind als in

evangelischen. Sie geben auch spät Abendkonzerte bei Kerzenschein. „Da ist die Stimmung großartig, nur leider sind dann keine Gäste in der Kirche. Wir singen dann nur so für uns.“<sup>99</sup>

Künstlerische Aufführungen erlauben je nach religiöser Prägung einen größeren Spielraum für das Publikum, sich sakral oder ästhetisch berühren zu lassen. Die Kirche als Konzertort bietet den Raum, um Zeit sinnstiftend zu gestalten. Was die Menschen anzieht, sind Erwartungen an Momente der Ergriffenheit, die man mit der Kirche als besonderem Ort verbindet.

### *Zwischenergebnis: Kirche als besondere Zeit*

Gemeinsame religiöse Erlebnisse brauchen Zeit in der Vorbereitung und der Durchführung. Sich auf diese gemeinsam verbrachte Zeit in den Kirchgemeinden zu einigen, wird angesichts des gesellschaftlichen Wandels hin zu mehr Individualisierung und Mobilität zunehmend als Herausforderung empfunden. Dabei muss die Kirche mit anderen Vereinen und Aktivitäten konkurrieren. Das Vereinsleben variiert in den Dörfern sehr. In Dorf A gab es die meisten Vereine, in Dorf B neben der Freiwilligen Feuerwehr den Heimatverein und in Dorf C war nur die Freiwillige Feuerwehr aktiv. Aufgrund der erhöhten Mobilität, die von Menschen im ländlichen Raum verlangt wird, ist die Zeit für ehrenamtliches Engagement gerade bei berufstätigen Gemeindegliedern zusätzlich eingeschränkt.

Der Sonntag räumt Menschen Zeit ein, sich religiös zu betätigen. Er gibt den Rhythmus von Alltag und Ruhetag vor. Es zeigte sich, dass der Sonntags-Gottesdienst als Zusatztermin mit anderen Aktivitäten, die der Ent-

36 <sup>97</sup> Mitteilung des Pfarrers in einer E-Mail vom 02.06.2017. | <sup>98</sup> Gespräch während des Fackelumzugs beim Dorffest in Dorf A am 04.06.2016. | <sup>99</sup> Gespräch mit Frau U. und Herrn C. aus Dorf A am 20.05.2016.

spannung, Regeneration und Pflege sozialer Kontakte dienen, konkurrieren muss. Der Gottesdienst als besondere Zeit wird dort gut besucht, wo es ihm gelingt, familiäre und lokale Verpflichtungen mit dem Bedürfnis nach Sinnstiftung zu verknüpfen.

Da auf Dorffesten lokale Identitäten inszeniert werden und zumeist Familien, Freunde und Nachbarn zusammenkommen, läge es nun auf der Hand, dass die Kirche hier zusätzlich sinnstiftend auftritt. Das kann funktionieren wie im Fall des Dorfjubiläums in Dorf B. Doch die geglückte Einbindung der Kirche in eine dörfliche Feier prägt die Festkultur noch nicht nachhaltig. In Dorf A blieb es bei der einmaligen Andacht. Das Beispiel zeigt, dass es im Dorf Grenzziehungen zwischen den Bereichen des Profanen und Sakralen gibt. Diese können kirchenkritisch gedeutet werden wie in Dorf A. In Dorf C1 aber war es die Erfahrung, dass die sakrale Inszenierung nicht an jedem Ort und zu jeder Zeit gelingen kann, die dazu führte, dass der Kirchenchor nicht wieder beim Johannisfeuer auftrat. Es fehlte in diesem Fall das richtige Publikum – also eine interessierte Gemeinde.

## KIRCHE ALS PFARRER

### *Auf die Leute zugehen*

Die Gesprächspartner waren sich alle einig, dass das Gelingen des Gemeindelebens vom guten Verhältnis zum Pfarrer abhängt. „Es liegt am Pfarrer, ob die Leute in die Kirche kommen“, erklärte mir ein älterer Mann, der im Kirchenvorstand des Nachbardorfes arbeitet.<sup>101</sup> Dabei wird erwartet, dass der Pfarrer auf die Leute zugeht. Er muss um Akzeptanz werben und kann sie nicht voraussetzen. Eine Frau in Dorf A sagte, die Kirche hätte selber Schuld, wenn keiner

Die Raumsituation des Festzeltes oder des Festplatzes erschwert die sakrale Gestaltung der Zeit. Die Zeit der Kirche scheint noch stark an den Ort gebunden zu sein, wie die Aussagen von areligiösen Personen belegen, die zu Veranstaltungen gerne Kirchen aufsuchen. Mit Kirche verbinden viele nach wie vor Momente der Ergriffenheit<sup>100</sup> wie sie auch von Kunsterlebnissen bekannt sind. Daher werden Kirchen als Orte ästhetischer Inszenierungen auch von areligiösen Gesprächspartnern anerkannt.

Die in den Dörfern zusammengetragenen Daten belegen, dass es einer genauen Kenntnis der dörflichen Räume und Zeiten bedarf, um Kirche als besondere Zeit im Wechsel von Profanem und Sakralem sinnstiftend zu inszenieren.

hinginge: „Bei meiner Cousine in Thüringen geht der Pfarrer zum Frühschoppen und dann ist auch bei ihm die Kirche voll. Wenn der Pfarrer zu den Leuten kommt, dann kommen sie auch zu ihm.“<sup>102</sup>

In Dorf A war die Pfarrstelle gerade neu besetzt. Daher gab es noch vergleichende und durchaus widersprüchliche Bemerkungen zur Amtsführung, die das Aushandeln von Erwartungen nachvollziehbar machen. Einige kritisierten, dass sich der Vorgängerpfarrer seit der „Wende“ aus allem, was das

<sup>100</sup> Unter Ergriffenheit versteht Jensen einen „seelischen[n] Zustand, der den Menschen aus dem gewöhnlichen<sup>37</sup> Leben heraushebt, ein Festgefühl, das im besonderen Maße auch das Kennzeichen schöpferischer Zeiten im Leben des Menschen ist.“ Jensen, Adolf Ellegard: Spiel und Ergriffenheit, in: Paideuma 2. 1942, S. 124-139, hier S. 130.

<sup>101</sup> Gespräch mit Herrn A. aus einem Nachbardorf von Dorf A am 05.06.2016. | <sup>102</sup> Gespräch mit einer älteren Frau auf dem Dorffest in Dorf A am 04.06.2016.

Dorfleben anging, zurückgezogen hatte.<sup>103</sup> Andere lobten sein Engagement für die Ortschronik mit der Bemerkung: „Er ist ein Intellektueller.“<sup>104</sup> Vom neuen Pfarrer wurde erzählt, dass er auf die Leute mehr zuinge als der vorhergehende Pfarrer.<sup>105</sup> Bei ihm erkannte man frische Ideen, die ganz gut funktionierten und auch jüngere Leute ansprachen.<sup>106</sup> Andere beschwerten sich, von ihm nicht begrüßt worden zu sein. „Man muss doch auf dem Dorf als Pfarrer grüßen, hat mich auf dem Grundstück gesehen. Da muss man doch wissen, dass ich keine Fremde bin.“<sup>107</sup> Ein Mann berichtete, dass der Pfarrer nicht an einer Feier der Freiwilligen Feuerwehr teilnehmen und nur von Ferne schauen wollte, als er ihn einlud mit seinen Kindern dazuzukommen.<sup>108</sup> Bezüglich der Pfarrstellenbesetzung und dem Beginn der Arbeit kursierten sehr unterschiedliche Geschichten im Ort. Wenigen waren die wirklichen Hintergründe bekannt, denn der Pfarrer musste aufgrund einer Krankschreibung längere Zeit zu Hause bleiben und konnte sich nicht im gewünschten Umfang am Gemeindeleben beteiligen. Das Verhalten des neuen Pfarrers wurde aufgrund fehlender Informationen nicht von allen verstanden und als Missachtung der dörflichen Kultur fehlgedeutet. So wurde Unverständnis darüber geäußert, dass er während der Krankschreibung nicht einmal am Weihnachtsgottesdienst teilnahm.<sup>109</sup>

Das widersprüchliche Bild, das mir vom Pfarrer vermittelt wurde, ergab sich daraus, dass auf der dienstlichen Seite die Arbeit eine positive Bewertung erfuhr. Allerdings schienen ihm zu Beginn Erfahrungen mit den Besonderheiten des Dorflebens zu fehlen. Im Gespräch sagte der Pfarrer selbst: „Unvorbereiteter kann man so eine Stelle nicht antreten.“ Er kannte bisher nur Leben

und Arbeiten in Großstädten. Das Studium beinhaltete keine Kurse zu den Anforderungen an einen Pfarrer auf dem Land. Zusätzlich erschwerte die unerwartet lange Krankschreibung den Start.<sup>110</sup>

In Dorf A begegnete dem Pfarrer der Anspruch an seine Person eindrücklich: Bei einer Feier sprach er intensiv mit einem Mann, als er diesen nach einigen Minuten nach seinem Namen fragte. „Und da war er erst mal ganz konsterniert und sagte, er wäre der und der und er würde doch zur Gemeinde gehören. Und ich sagte, ich habe sie aber noch nirgendwo gesehen. Naja, aber man müsste doch seine Schäfchen kennen. Das hat mich noch mal sehr verblüfft, diese, also es gibt keine Kontaktfläche, aber man muss alle kennen. Das ist dann noch mal ganz schön hängen geblieben.“<sup>111</sup> Auch hier hilft das Modell der Reziprozität beim Verstehen. Der Gesprächspartner kennt den Pfarrer. Da der Pfarrer ihn aber nicht im Gottesdienst sah und er auch im Kirchenvorstand nicht aktiv ist, ist er ihm noch nicht bekannt. Es scheint in der Erwartung des Mannes zu liegen, dass der Pfarrer sich informiert und den ersten Schritt geht, will er seine Gemeindeglieder namentlich kennenlernen.

Frau F. aus Dorf B, die aus dem Nachbardorf stammt, erinnerte sich, dass der Pfarrer früher selbst die Kinder zur Christenlehre von zuhause abgeholt habe, damit sie auch kommen. Das wäre gut gewesen.<sup>112</sup> Herr K. aus Dorf A erzählte, dass die Katechetin Kinder früher noch selber zur Pfarrstunde abholte, wenn sie nicht von selbst erschienen. Und wenn man mal was im Pfarrgarten angestellt habe, sei sie gleich zu den Eltern gegangen und berichtete es. Diese Erzählung offenbart, dass schon vor Jahrzehnten die Teilnahme an christlichen Lehrstunden

38 **103** Gespräch mit mehreren Bewohnern aus Dorf A in der Gastwirtschaft am 20.05.2016. | **104** Gespräch mit Herrn Z. aus Dorf A am 21.05.2016. | **105** Gespräch mit mehreren Bewohnern aus Dorf A in der Gastwirtschaft am 20.05.2016. | **106** Gespräch mit Herrn Z. aus Dorf A am 21.05.2016. | **107** Gespräch auf dem Dorffest in Dorf A am 04.06.2016. | **108** Gespräch mit Herrn K. auf dem Dorffest in Dorf A am 04.06.2016. | **109** Gespräch mit Frau U. in Dorf A am 21.05.2016. | **110** Gespräch mit dem Pfarrer von Dorf A am 21.05.2016. | **111** Gespräch mit dem Pfarrer von Dorf A am 21.05.2016. | **112** Gespräch mit Frau F. beim Dorffest in Dorf B am 12.08.2016.

nicht ohne Druck ablief und die Kindheits-erinnerung vom Unwohlsein angesichts der Autorität des Pfarrers im Dorf geprägt ist. Dieses strenge Erscheinungsbild der Kirche in den Erinnerungen schien nicht förderlich für Herrn K.'s Leben in der Kirchgemeinde gewesen zu sein, denn er meinte im Gespräch mir gegenüber, er habe mit der Kirche „nichts mehr am Hut“.<sup>113</sup>

An die vielen Ermahnungen eines Vorgängerpfarrers in den Predigten erinnert sich Herr T. aus Dorf B. Er empfand ihn als unzugänglich.<sup>114</sup> Dass Pfarrer heute viel zugänglicher sind als früher, lobte Herr M. aus Dorf C1. Als er noch ein Kind war, „da waren die Pfarrer Persönlichkeiten, denen man lieber aus dem Weg ging“. Heute seien sie Mitbürger wie jeder andere auch. Interessant ist diesbezüglich die Feststellung, die er im weiteren Gesprächsverlauf trifft: „Früher war es so: Die Kirche ist Kirche, dem musste sich alles unterordnen. Heute muss sich die Kirche unterordnen.“ Hinter dieser Bemerkung steht die Erfahrung, dass der Pfarrer nicht mehr aufgrund seines Amtes auf Akzeptanz stößt, sondern sich den Verhältnissen anzupassen hat. Er muss zugänglich sein, um anerkannt zu werden. Herr M. betonte mir gegenüber, dass man in seiner Gemeinde immer gut mit den Pfarrern auskam und der Pfarrer auch keinen Druck auf die Gemeinde ausüben solle, wenn es um deren Aufgaben geht. Er bezog diese Aussage auf derzeitige Probleme mit der Erstellung des Putzplanes für die Kirche, die sonst immer reibungslos verlief. Dennoch wünschte er, dass die Gemeinde das selber regelt, wenn er sagte: „Wir hatten ewig keinen Pfarrer, wir waren immer auf uns gestellt.“<sup>115</sup>

Ich hörte Meinungen, die betonten, dass die Pfarrer heute nicht mehr leisten können. „Von den Pfarrern ist nach der Gemeindegemeinschaftsversammlung nicht mehr zu erwarten“, meinte Herr L. aus Dorf A1.<sup>116</sup> Frau E. aus Dorf B kritisierte die großen Strukturen und erklärte die Folgen: „Der Pfarrer hat ja gar keinen Überblick mehr.“<sup>117</sup> Zu dieser Aussage kam sie, als sie mir von ihrer tiefen Trauer nach dem Tod eines geliebten Familienmitgliedes berichtete und ich nach der seelsorgerlichen Betreuung fragte. „Die haben alle viel zu tun, die Pfarrer“, bemerkte auch Frau P., die ich in einem Laden in Dorf A kennenlernte und die sich zuvor bitter über die Kirche als Institution beschwert hatte.<sup>118</sup>

Dem Pfarrer wird nach wie vor eine wichtige Bedeutung als Vermittler in krisenhaften Situationen zugestanden. Das zeigt sich daran, dass sowohl in Dorf B als auch in Dorf C der Pfarrer eine wesentliche Rolle bei der lokalen Bewältigung der 2015 kulminierenden globalen Flüchtlingskrise spielte. In beiden Dörfern wurden Probleme bei der Unterbringung von Flüchtlingen mit der ansässigen Bevölkerung befürchtet und die soziale Autorität des Pfarrers erfolgreich genutzt. Vor allem die in Dorf B befürchteten Übergriffe blieben aus, was der Pfarrer im Gespräch direkt als „Wunder von [Dorf B]“ beschrieb, da in Dorf B ein Bewohner in der NPD aktiv ist und Anhänger unter der Dorfbewölkerung hat.<sup>119</sup> In Dorf C fand ein gemeinsames Kaffeetrinken von Geflüchteten und Gemeindegliedern statt, das auch zur Begegnungsmöglichkeit für die Dorfbewohner werden sollte.<sup>120</sup> In beiden Fällen scheiterten die anfänglichen Bemühungen um Integration aber an sprachlichen Barrieren und fanden keine Fortführung.

**113** Gespräch mit Herrn K. beim Dorffest in Dorf A am 05.06.2016. | **114** Gespräch mit Herrn T. aus Dorf B am 30.09.2016. | **115** Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2017. | **116** Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | **117** Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016, Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2017. | **118** Gespräch mit Frau P. aus Dorf A am 21.05.2016. | **119** Gespräch mit dem für Dorf B zuständigen Pfarrer am 20.09.2016. | **120** Gespräch mit der Bürgermeisterin von Dorf C am 15.12.2016.

*Besuchsdienst*

Ein junger Mann in Dorf A erzählte mir, dass von der Kirche zum 95. Geburtstag seiner Großmutter „nichts kam. Die Leute sind so lange dabei, zahlen und wenn was zu spenden ist, geben sie. Es wird immer gefordert, aber es kommt nichts zurück.“<sup>121</sup> Im Anschluss sprachen wir über die Einrichtung des Besuchsdienstes, worauf mein Gesprächspartner der Meinung war: „Das ist nicht das Gleiche.“<sup>122</sup> Der persönliche Besuch des Pfarrers wird höher bewertet als der Besuchsdienst.

Das „Zugehen auf die Leute“ kann nicht nur als Aufgabe des Pfarrers, sondern der ganzen Gemeinde verstanden werden. So sollte der Besuchsdienst, den die Gemeinden selbst organisieren, um Glückwünsche zu überbringen, den Pfarrer entlasten und die Gemeinde aktivieren. So gut die Idee erscheint, wird der Besuchsdienst durchaus als problematisch empfunden. Herr L. schilderte mir, wie unangenehm es manchmal ist, wenn man Besuchsdienst hat: „Man wird jetzt hingeschickt und weiß gar nicht, dass die in der Kirche sind.“ Das kann dann regelrecht zu peinlichen Situationen führen, weil man nicht jeden im Dorf so gut kennt, dass man zum Geburtstag geht.<sup>123</sup> Frau E., die mit ihrer Tochter gemeinsam den Besuchsdienst in Dorf B übernimmt, geht nur noch zu Gemeindegliedern, die auch in die Kirche gehen oder „höchstens zu einem 80. Geburtstag“.<sup>124</sup> Sie wirkt mit dieser klaren Auswahl den oben beschriebenen peinlichen Situationen, die der Besuchsdienst hervorrufen kann, entgegen. Auf der anderen Seite schwindet so die Chance, inaktive Gemeindeglieder überhaupt noch zu erreichen.

Frau E. erzählte im weiteren Gesprächsverlauf von regelmäßigen Besuchen des ehemaligen Pfarrers beim kranken Schwiegervater. „Wir feierten alle das Abendmahl am Pflegebett.“ Dann berichtete sie begeistert von ihrer Goldenen Hochzeit, als der vorhergehende Pfarrer mit dem Vikar kam, der so gut Gitarre spielen konnte. Sie konnte sich Choräle wünschen und alle saßen um die Tafel und haben gesungen. Zur Diamantenen Hochzeit wäre der derzeitige Pfarrer auch gekommen. Der ginge schon zu Geburtstagen, berichtet Frau E., weiß aber auch von einem Fall im Dorf, wo er erst zwei Tage später vorbeikom.<sup>125</sup> Es wird im Dorf durchaus beobachtet und thematisiert, wo und wann der Pfarrer beim Geburtstag anwesend ist.

Dass bei den Feiern keine seelsorgerlichen Gespräche möglich sind, bedauerte ein Pfarrer und bewertete daher den Geburtstagsbesuch am Anfang seiner beruflichen Laufbahn nicht so hoch. Er ging anfangs am Nachmittag zur Kaffeezeit hin: „... und dann redet man irgendwie mit allen, bloß nicht mit dem Geburtstagskind, das freut sich zwar ... das war so an der Oberfläche... Also ich würde lieber was tatsächlich von deren Leben erfahren...“ Jetzt geht er häufiger zu Geburtstagen und hat für sich mit dem Vormittag auch eine bessere Zeit dazu gefunden. Zum 30. und 40. Geburtstag verschickt er Grüße, damit die Adressaten wissen, dass an sie gedacht wird.<sup>126</sup>

Herr V. aus dem Kirchenvorstand in Dorf C war selbst erstaunt, welch große Rolle die Kirche im Dorf doch noch spielt, auch wenn der Gottesdienstbesuch sehr schwach ist. Er übernimmt für den Pfarrer den Besuchs-

40 <sup>121</sup> Diese Aussage belegt eindrücklich die große Bedeutung der generalisierten Reziprozität, die in Dorf A besonders auffiel. | <sup>122</sup> Gespräch mit Herrn C. aus Dorf A am 20.05.2016; Recherchen zum Zeitpunkt des Geburtstages ergaben, dass der Geburtstag in die Zeit einer Stellenvertretung fiel und hier scheinbar keine Mechanismen griffen, damit die Besuchskultur in der Gemeinde dennoch funktionierte. | <sup>123</sup> Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | <sup>124</sup> Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. | <sup>125</sup> Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. | <sup>126</sup> Gespräch mit Pfarrer aus Dorf A am 21.05.2016.

dienst. „Oft wird dann gefragt, wo der Pfarrer ist. Das ist den Leuten schon noch sehr wichtig, dass der Pfarrer kommt.“<sup>127</sup>

Der Besuch des Pfarrers bringt zumindest in den kirchennahen Familien, die im Dorf verwurzelt sind, Prestige und wird als würdige Anerkennung für ehrenamtliches Engagement angesehen. Er steigert das Selbstbild der Besuchten und wird daher, auch wenn zu diesem Termin nicht unbedingt tiefgründige Gespräche aufkommen, durchaus als Form der Seelsorge verstanden. In Dorf A wurde mir aber auch von einer Frau, die ich beim Dorffest kennenlernte, die Ansicht mitgeteilt, dass die Erwartung des Pfarrersbesuches zum Geburtstag übertrieben wäre. „Eigentlich erwartet das keiner mehr“, meinte sie, meine bisherigen Ergebnisse zum hohen Stellenwert des Besuches relativierend.<sup>128</sup> Sie selbst fühlt sich nicht sonderlich kirchennah und scheint daher auch nicht im Netzwerk kirchlicher Transaktionen eingebunden zu sein. Ihr soziales Prestige ist nicht vom Besuch des Pfarrers abhängig.

### *Abgrenzungen*

Besonders am Pfarrhaus werden Erwartungen der Erreichbarkeit und Strategien der Abgrenzung von der Gemeinde erlebbar. Das Pfarrhaus selbst durchziehen Grenzen des Öffentlichen und Privaten, der Begegnung, der ungestörten Arbeit und des Familienlebens, die regelmäßig ausgehandelt werden müssen.

Vom strengen Beurteilen des Lebens der Pfarrfamilie durch die Dorfbewohner zeugten Erzählungen von früheren Pfarrern, die ihr Grundstück nicht richtig pflegten und Tiere in großer Zahl im Garten und

Pfarrhaus gehalten hätten.<sup>129</sup> Pfarrerskinder wären früher schmutzig herumgelaufen und fuhren auf dem Friedhof zwischen den Grabsteinen Dreirad. Ich hörte, dass sich eine Tochter einst vor einem ungepflegten Pfarrerskind beim Krippenspiel ekelte und dass sie damals nur schwer zu überreden war, zur Konfirmandenstunde zu gehen. Andere widersprachen dieser drastischen Beschreibung und erzählten, dass ihre Kinder gerne zur damaligen Pfarrfamilie gingen, weil es dort so locker zugeht.<sup>130</sup> Eine andere Geschichte erzählte, wie ein früherer Pfarrer von einer Baustelle geholt werden musste, um eine Berdigung zu machen und noch Arbeitsschuhe unter dem Talar trug.<sup>131</sup> Es zeigt sich, dass ein alternativer Lebensstil und ganz eigene Auffassungen vom Landleben, die so manche Pfarrfamilie in die Dörfer trug, nicht immer auf Verständnis stoßen. Die Pfarrfamilie ist zwar durch die Kinder ins Dorfleben integriert, ihre Lebensweise wird aber nicht unbedingt verstanden. Dazu kommt, dass die Pfarrfamilie besonderen Bewertungsmaßstäben unterliegt, da sie in den Augen der Dorfbewohner vorbildhaft für die Gültigkeit christlicher Lehren und die Akzeptanz der Kirche zu stehen hat.<sup>132</sup>

Auf der Seite der Pfarrfamilie kann daraus das Gefühl erwachsen, unter besonderer Beobachtung zu stehen. Mein Gespräch mit dem Pfarrer in Dorf A führten wir trotz des schönen Wetters nicht im Pfarrgarten, sondern im Gemeineraum, damit niemand mithören konnte. „Der Garten hat Ohren“, meinte mein Gesprächspartner humorvoll. Ich erfuhr, dass bei der Renovierung des Pfarrhauses ein Büro eingerichtet werden musste, damit der Pfarrer einen Ort für ruhiges Arbeiten und ungestörte Gespräche hat. Das bestehende Pfarrbüro als Ort der Verwaltung konnte diesen Anforderungen nicht ge-

**127** Gespräch mit Herrn V. im Rahmen des Dorffestes in Dorf C am 01.10.2016. | **128** Gespräch auf dem Dorffest in 41 Dorf A am 04.06.2016. | **129** Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | **130** Gespräch mit Frau F., Herrn und Frau R. auf dem Dorffest in Dorf B am 12.08.2016. | **131** Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. **132** Zur Rolle des Pfarrers im sozialen Gefüge des Dorfes siehe z. B. Kramer, Karl S.: Pfarrhaus und soziales Umfeld, in: Greiffenhagen, Martin (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1991, S. 209-221; Köhle-Hezinger, Christel: Das evangelische Pfarrhaus. Kosmos, Glashaus, Sakralhügel? in: Deutsches

recht werden. Ein jüngerer Mann aus Dorf A fand es schade, dass das Pfarrhaus jetzt abgeschlossen ist. Als er Kind war, konnte man da immer rein.<sup>133</sup>

Dass der für Dorf B zuständige Pfarrer nicht wie vorgesehen im Pfarrhaus des Nachbardorfes lebt, sondern mit seiner kinderreichen Familie aufgrund von Platzproblemen in eine größere Wohnung in die nahe gelegene Stadt zog, wurde auf der einen Seite verstanden, dennoch bedauert und als ungünstig bezeichnet, weil man den Eindruck bekäme, er wolle sich aus dem Dorfleben zurückziehen.<sup>134</sup>

Neben der räumlichen Abgrenzung spielte auch die zeitliche eine Rolle in den Gesprächen. So wird es als problematisch angesehen, wenn ein Pfarrer entscheidet, am Sonnabend keine Beerdigungen zu machen. Als unüberlegt stellte mein Gesprächspartner die anschließende Entscheidung des Kirchenvorstandes dar, dass auch keine weltlichen Bestattungen am Sonnabend auf den Friedhöfen der Gemeinde sein dürfen. So will man die Konkurrenz durch Grabredner eingrenzen. Das führte aber allgemein zu Unruhe in den Dörfern. Der Posaunenchor protestierte gegen diese Entscheidung sogar mit einem Schild auf dem stand: „Wir blasen auch am Sonnabend.“ Weiterhin erfuhr ich, dass es in einem Dorf Ärger gab, weil der Pfarrer ein Trauergespräch am Abend ablehnte.<sup>135</sup>

Eine weitere Form der Grenzziehung liegt im Feld der Erreichbarkeit. Über Anrufbeantworter und E-Mail können die Kontakte zur Gemeinde heute ganz anders reguliert werden als zu früheren Zeiten. Doch der Erwartung an die Erreichbarkeit des Pfarrers in Krisensituationen stehen diese Medien entgegen. So wurde kritisiert, dass eine

Vakanz-Vertretung nur per Mail erreichbar war. Das machte es gerade alten Menschen unmöglich, mit dem Vertretungspfarrer in Kontakt zu kommen. Gleichermaßen wird aber verstanden, dass sich das Rollenbild des Pfarrers gewandelt hat und er heute nicht mehr so zuverlässig erreichbar ist wie früher.<sup>136</sup> Ein pensionierter Pfarrer kritisierte mir gegenüber jüngere Kollegen, die den Gemeinden immer das Gefühl gäben, sie hätten keine Zeit und dann auf den Anrufbeantworter verweisen.<sup>137</sup>

### *Vakanz als Krisensituation*

Die Vakanz in Dorf A wurde von vielen als schwierig beschrieben. Eine Frau aus dem Kirchenvorstand in Dorf A erklärte, so etwas wie diese Vakanz wolle man nicht noch einmal erleben. Da wurde einfach gesagt: „Nun macht mal! Aber man hat ja noch selber Arbeit.“ In jener Zeit sei es sogar dazu gekommen, dass sich Jugendliche gegen die Konfirmation entschieden.<sup>138</sup> In die Vakanz fiel auch die Zusammenlegung von Gemeinden, die zu Vorwürfen des Wahlbetrugs führten, als eine knappe Mehrheit des neu zusammengeführten Kirchenvorstandes eine Kandidatin ablehnte. Einige legten sogar ihre Ämter im Kirchenvorstand nieder.<sup>139</sup> Ein Kirchenvorstand aus Dorf A2 erzählte mir nach dem Gottesdienst, dass es sehr aufwendig war, die Vakanz zu überbrücken. „Man hat ja auch noch einen eigenen Job und ein Grundstück.“ Weiterhin war er der Meinung, dass „die“ die Vakanz wollten, damit man sich leichter an einen neuen Pfarrer gewöhnt.<sup>140</sup> Diese Aussage ist in zweierlei Hinsicht interessant. „Die“ steht für die Kirchenleitung. Es ist eine abstrakte Vorstellung von Macht, wie man sie auch aus der Alltagskommunikation mit Bezug auf die politische Macht im Sinne von „die da oben“ kennt.<sup>141</sup>

42 Historisches Museum (Hg.): *Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses*. Berlin 2013, S. 83-92. | 133 Gespräch mit Herrn C. aus Dorf A am 22.05.2016. | 134 Gespräch mit Frau G. aus Dorf B am 12.08.2016 und mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. | 135 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | 136 Gespräch mit Herrn L. am 23.05.2016. | 137 Gespräch mit ehemaligem Pfarrer, der für Dorf C zuständig war, am 15.12.2016. | 138 Gespräch mit Frau I. aus Dorf A beim Dorffest am 05.06.2016. | 139 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | 140 Gespräch mit Herrn N. aus Dorf A2 am 22.05.2016. | 141 Siehe dazu: Stückrad, Juliane: *Ich schimpfe*



„Denen“ wird mit dieser Aussage eine Strategie unterstellt, die Gemeinden dazu bringen soll, Veränderungen zu akzeptieren. Die Aussage zeugt von einer empfundenen Distanz zur Kirchenleitung, indirekt steckt darin auch der Vorwurf der Intransparenz. Auf der anderen Seite wird deutlich, dass ein Dorf sich an einen Pfarrer „gewöhnen“ kann. Er ist der Fremde im Sinne Simmels, „der heute kommt und morgen bleibt“<sup>142</sup> und auf den das Dorf sich einstellen muss. Die prägende Kraft des Pfarrers für die Dorfkultur wird an dieser Bemerkung deutlich. „Gewöhnung“ braucht ihre Zeit. Das Hoffen auf ein längeres Bleiben des Pfarrers resultiert aus diesen Erfahrungen und dem Wissen um die Dauer von Anpassungsprozessen. Häufige Pfarrerwechsel wurden von einer älteren Frau in Dorf C bedauert und dagegen ein Idealbild aus ihrer Jugend gesetzt: „...da taufte der Pfarrer die Kinder, konfirmierte sie und traute sie später.“<sup>143</sup> Diese Schilderung spiegelt den großen Wunsch nach Vertrautheit des Pfarrers mit der Herkunft der Gemeindeglieder wider, die entsteht, wenn er langfristig auf einer Stelle bleibt.

Die Angst, dass der Pfarrer geht und die Vakanz genutzt wird, um noch mehr Gemeinden zusammenzulegen, wurde in Dorf B formuliert.<sup>144</sup> Der Pfarrer ist der, den man sich mühsam vertraut macht und der dennoch irgendwann geht. In einer Zeit, in der viele dem Dorf den Rücken zuwenden – in Dorf B waren es bisher 22 % der Gesamtbevölkerung – steht dieses Gehen im Zeichen der Angst des allgemeinen Niedergangs des Dorfes und wird weniger als normaler Prozess im Leben einer Kirchgemeinde wahrgenommen.

Besonders schwierig ist es, wenn Lebenskrisen in Vakanz-Situationen fallen und kein

Pfarrer vor Ort zuverlässig ansprechbar ist, wie weiter unten noch geschildert wird.<sup>145</sup> Hier wird temporär begrenzt das erlebbar, was mit den sogenannten „weißen Flecken“ gemeint ist, die entstehen, wenn Kirche nicht mehr flächendeckend zuverlässig präsent sein kann.

### *Pfarrstellenstreichungen*

Ich stieß bei vielen Pfarrern auf eine Ambivalenz. Auf der einen Seite wurde bemerkt: „Wir sind zu wenige“<sup>146</sup>, was vor allem von älteren Pfarrern bedauert wurde, auf der anderen Seite betonten sie, dass es in Zukunft nicht mehr Pfarrer geben wird, sondern eher weniger. Der Pfarrer aus Dorf A beklagte ein „pfarrherrliches Gemeindebild“ vor allem der älteren Gemeindeglieder, das allerdings die jüngeren schon nicht mehr hätten. Er sah seine Aufgabe darin, eine Struktur aufzubauen, „die trägt, wenn das Gebiet noch größer wird und es wird größer, das steht schon fest.“<sup>147</sup> Bezüglich der geplanten Vergrößerung der Gemeinden meinte Frau I. aus dem Kirchenvorstand von Dorf A: „Wenn ich daran denke, dass 2020 schon wieder die nächste Zusammenlegung kommen soll. Irgendwann will man dann nicht mehr.“<sup>148</sup> Ein weiterer Kirchenvorstand aus Dorf A meinte, „fünf Kirchtürme sind ausreichend für seelsorgerliche Aufgaben und Verwaltung.“<sup>149</sup> Bei einem Telefonat erfuhr ich von einem Kirchenvorstand aus Dorf B, dass die Gebietsreformen in der Kirche ihr Sorgen bereiten: „Man kann das doch nicht alles in einen Topp klatschen.“<sup>150</sup> Damit bringt sie handfest ihre Befürchtung zum Ausdruck, dass die Vielfalt in den Gemeinden verloren geht, je zentralisierter die Verwaltung abläuft und je mehr Dörfer sich auf eine gemeinsame Linie einigen müssen.

nicht, ich sage nur die Wahrheit. Eine Ethnographie des Unmuts am Beispiel der Bewohner des Elbe-Elster-Kreises/43 Brandenburg. Kiel 2010, S. 271-274. | **142** Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftungen. Gesamtausgabe Bd. 11, hrsg. von O. Rammstedt. Frankfurt/M., S. 764. | **143** Gespräch mit Frau W. aus Dorf C zum Dorffest am 01.10.2016. | **144** Gespräch mit Pfarrer, der für Dorf B zuständig ist, am 20.09.2016. **145** Siehe Kapitel „Nichtglauben“. | **146** Gespräch mit Vertretungspfarrer nach Gottesdienst in Dorf A2 am 22.05.2016. | **147** Gespräch mit Pfarrer aus Dorf A am 21.05.2016. | **148** Gespräch mit Frau I. beim Dorffest in Dorf A

Herr L. erzählte mir von einer unerfreulichen Struktur Anpassung mit „Druck von oben“ aus dem Jahr 2002, als von drei Pfarrern nur noch zwei bleiben durften. Alle Pfarrer hatten sich dem Kirchenvorstand vorzustellen und der für Dorf A1 zuständige Pfarrer musste nach dem Auswahlverfahren gehen. Das führte auch zur Missstimmung unter den Pfarrern.<sup>151</sup> Dieses Vorgehen ist sicherlich problematisch, weil die unangenehme Abwahl eines Pfarrers den Gemeindegliedern überlassen wird, was auf viele wie eine erzwungene Selbstabwicklung wirken musste. Vor dem Hintergrund derartiger Erfahrungen im Konkurrieren um die Pfarrstellen kann das Zusammengehen der Gemeinden ausgesprochen schwierig werden.

Während der Feldforschung erzählten mir viele Gesprächspartner von ihrem Leben seit 1989. Die Geschichten belegen, wie in den letzten zwei Jahrzehnten die ständige Anpassung an veränderte Situationen den Alltag bestimmte. Da verwundert es kaum, dass erneute Forderungen sich Veränderungen anzupassen, auf wenig Begeisterung stoßen. Vielmehr besteht nach einer anstrengenden Transformationszeit ein großes Bedürfnis nach Stabilität.

Ein Grund für die Streichung von Pfarrstellen wird nicht nur im Rückgang der Gemeindeglieder gesehen, sondern auch in zu hohen Gehältern, die zwangsläufig zu einem Ausdünnen der Personaldecke haben führen müssen zu Lasten des Gemeindeaufbaus.<sup>152</sup> Herr M. aus Dorf C kritisierte die Rente mit 63. „So ein Quatsch, dann reichen die Pfarrer nicht.“ Er bemerkt, dass eine offene Diskussion über Einsparungen nicht geführt wird.<sup>153</sup> Herr Z. aus Dorf A meint zudem, „von Geldmangel bei der

Kirche merkt man eigentlich noch nichts“.<sup>154</sup> Ein Pfarrer erklärte, wie schwer es zu vermitteln sei, dass man auf der einen Seite Geld für Bauprojekte hat, weil im Moment durch die gute Steuerlage genug Mittel da sind und auf der anderen Seite muss man Strukturangleichungen durchführen. Das Geld, das jetzt da ist, kann ausgegeben werden, aber Pfarrstellen kann man nicht einrichten, weil die über Jahrzehnte binden und klar ist, was passieren wird mit den Mitgliederzahlen, „wenn nicht ganze Dörfer wieder in die Kirche eintreten. Aber die Kirchenleitung sagt, damit kann man nicht planen ... die muss mit den Zahlen rechnen, die man jetzt hat.“<sup>155</sup> Pragmatismus im Umgang mit Zahlen ist notwendig, doch er verträgt sich nur schwer mit religiösen Gefühlen des Einzelnen, mit der Emotionalität lokaler Identitätsdebatten und den Zukunftsängsten in den Gemeinden. Auf meine Frage nach „weißen Flecken“ in der Begleitung der Dörfer durch die evangelisch-lutherische Kirche äußerte ein Pfarrer im Ruhestand die Ansicht, dass diese schon existieren, in dem Moment, in dem in manchen Kirchen kaum noch Gottesdienst gefeiert wird.<sup>156</sup> Eine Frau aus Dorf A meinte zu dem Thema, dass die Kirche so wenig Bedeutung habe und es ihrer Meinung nach kaum Proteste gebe, wenn man auf Gottesdienste vor Ort ganz verzichte.<sup>157</sup>

Die Gemeinde in den Dörfern C und C1 wirkte während der Forschungsaufenthalte am selbstständigsten und unabhängigsten vom Pfarrer. Sie sind es schon seit bald einhundert Jahren gewohnt, dass der Pfarrer im Nachbardorf lebt. In Dorf C aber ist es auch am schwierigsten jemanden zu finden, der sich für die Gemeinde engagiert. Herr M. aus Dorf C1 wusste aus seinen Erfahrungen als Kirchvorsteher, dass ein Pfarrer allein nichts ausrichten kann, wenn er zu viele Dörfer be-

44 am 04.06.2016. | 149 Gespräch mit Herrn Z. aus Dorf A am 21.05.2016. | 150 Telefonat mit Frau G. aus Dorf B am 08.08.2016. | 151 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | 152 Gespräch mit ehemaligem Pfarrer, der für Dorf C zuständig war, am 15.06.2016; Gespräch mit Herrn A. aus dem Nachbardorf von Dorf A am 04.06.2016. | 153 Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2017. | 154 Gespräch mit Herrn Z. aus Dorf A am 21.05.2016. | 155 Gespräch mit dem für Dorf B zuständigen Pfarrer am 20.09.2016. | 156 Gespräch mit ehemaligem Pfarrer, der für Dorf C zuständig war, am 15.06.2016. | 157 Gespräch mit Frau beim Dorffest in Dorf A am 03.06.2016.

treuen muss. Er war aber der Meinung, dass es eine größere Pfarrerdichte nicht mehr geben könne und meinte, ohne „weiße Flecke“ wird es in Zukunft nicht mehr gehen. Die Frage sei, wie man Christen dazu kriegt, den Gottesdienst in einer anderen Kirche zu besuchen. Er sah diese Entwicklung im Zusammenhang mit der Dorfentwicklung und denkt, dass in einigen Generationen viele Dörfer verschwinden werden, weil die Ballungsgebiete alles an sich ziehen. „Die Kirche steht da nicht für sich.“<sup>158</sup>

Der Bürgermeister der politischen Gemeinde, zu der auch Dorf B gehört, meint, ein möglicher Rückzug der Kirche aus den Dörfern würde einem „Massaker“ gleichkommen. Er hält die Rolle des Pfarrers im zivilgesellschaftlichen und kulturellen Bereich für wichtig. Mit der Gemeindestruktureform hätten die Aggressionen in den Debatten zugenommen. Würde die Kirche sich nun auch so verhalten, wäre das „Wasser auf die Mühlen.“<sup>159</sup> Mein Gesprächspartner sieht die Kirche in der Verantwortung, angesichts der Probleme im ländlichen Raum Stellung zu beziehen. Er sieht in der Kirche nach wie vor einen wesentlichen Akteur.

Die zunehmende Ausdünnung der Pfarrstellen und der befürchtete Rückgang des Gemeindelebens werden auch an den Erfahrungen mit dem Leben als Christ in der DDR gemessen.<sup>160</sup> Dafür steht die Aussage: „Was die DDR nicht schaffte, das schaffen sie heute.“<sup>161</sup> Dieser Satz fällt häufig im Zusammenhang mit Verlusterzählungen aus der „Nachwendezeit“. Er formuliert Enttäuschungserfahrungen. „Sie“ oder „Die“ stehen für die Macht, egal ob im Sozialismus oder in der freien Marktwirtschaft. Explizit auf unser Thema bezogen könnte der Satz bedeuten: War es in der DDR staatlich le-

gitimierte Kirchenfeindlichkeit, so sind es heute die Gesetze des Marktes, denen sich die Kirche unterwirft.

### *Zwischenergebnis: Kirche als Pfarrer*

Es ergab sich ein Bild des Pfarrers, der nach wie vor wesentlich für das Gemeindeleben vor Ort ist. Die Ambivalenz des Pfarrers hinsichtlich seiner sozialen Rolle im Dorf steht in einer langen Tradition und ist bis heute spürbar. Er ist ein Teil der Dorfgemeinschaft und bleibt dennoch ein Fremder, was sich den Bewohnern letztlich darin zeigt, dass er irgendwann einmal wieder das Dorf verlässt. Pfarrer erfahren hinsichtlich ihres öffentlichen Auftretens noch immer eine eigene Beurteilung, weil sie stellvertretend für die Kirche als Wertesystem stehen. Lebt der Pfarrer vor Ort, bietet er den Gemeindegliedern natürlich mehr Gesprächsstoff. In diesem Sinne häuften sich in Dorf A die Meinungen zum Verhalten des Pfarrers.

Nie war in den untersuchten Dörfern die Qualität der Gottesdienste Thema von Kritik. Vielmehr wurden die Familienarbeit, schöne Konfirmationsgottesdienste oder gute Predigten sehr gewürdigt.<sup>162</sup> Eine Person machte ihren Gang zum Weihnachtsgottesdienst sogar davon abhängig, ob der für Dorf B zuständige Pfarrer selbst predigt.

Von einem grundlegend pfarrherrlichen Gemeindebild kann nach der Betrachtung der Daten nicht ausgegangen werden. Wesentlich ist die Anerkennung und Wertschätzung des jeweiligen Dorf- und Gemeindelebens durch den Pfarrer. Er sollte nach dem Verständnis der befragten Gesprächspartner durch Teilnahme an Dorffesten und Besuche zu privaten Jubiläen sein Interesse am Leben des Dorfes zeigen.

**158** Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2017. | **159** Gespräch mit dem Bürgermeister von Dorf B am 45.09.2016. | **160** Trotz der stark sinkenden Gemeindegliederzahlen hielten die DDR-Kirchen die flächendeckende Versorgung der Christen aufrecht, so dass angesichts des politischen Drucks keine Umstellung für die Christen nötig war. Hansen, Kai: Evangelische Kirchen in ländlichen Räumen. Ein Rundblick über Geschichte und Gegenwart. Berlin 2010, S. 200. | **161** Telefonat mit Frau G. aus Dorf B am 05.08.2016. | **162** Nur in einem Fall stand Islamfeindlichkeit in der Kritik (siehe Kapitel: Der Gottesdienst).

Offenkundig wird vor allem ein kooperativer Führungsstil geschätzt. Man wünscht einen Pfarrer, der „auf die Leute zugeht“. Der erste Schritt muss von ihm ausgehen. Wichtig ist die Zuverlässigkeit, die sich darin äußert, dass er erreichbar ist und die Gemeindeglieder kennt. Vor allem die ganz persönliche Zuwendung zu den Menschen, die ihm aufgrund seines Amtes möglich ist, wird hochgeschätzt und erwartet. Das ist aber nur möglich, wenn er den Überblick bewahren kann.

Vielen Gesprächspartnern war klar, dass aufgrund der Zusammenlegung von Gemeinden der Pfarrer weniger im einzelnen Dorf leisten kann als man es sich wünscht. In diesem Zusammenhang wird er in seiner Abhängigkeit von der Kirche, die wie eine bürokratische Institution beurteilt wird, wahrgenommen. Viele Gesprächspartner nahmen den Pfarrer hinsichtlich der von der Kirchenleitung abverlangten Arbeitsleistung in Schutz. Dabei zeigte sich, dass kirchennahe Gemeindeglieder nachsichtiger mit dem Pfarrer umgehen, als kirchenferne Dorfbewohner, die vermeintliche Fehler des Pfarrers sehr viel strenger beurteilten und diese unter Umständen sogar als Argument gegen die Kirche einsetzten.

Dass die Menschen zu Veränderungen bereit sind, bewiesen alle untersuchten Gemeinden, indem sie die Strukturreformen der letzten Jahre letztlich mittrugen und dennoch in jedem Dorf noch ein Gemeindeleben – und sei es auch sehr zurückgenommen – existiert. Wesentlich bleibt die Verfügbarkeit des Pfarrers in individuellen Krisensituationen. Doch auch in kollektiven Konfliktlagen sollte der Pfarrer eine wichtige Position einnehmen wie im Fall der Flüchtlingsarbeit. Das Bild des erreich-

baren und umgänglichen Pfarrers, der „seine Schäfchen“ kennt, zeugt von der Sehnsucht nach jemandem, der sich den Menschen zuwendet, wenn sie ihn brauchen. Dabei fiel auf, dass andere kirchliche Mitarbeiter zwar erwähnt wurden, aber kaum in dieser Intensität wahrgenommen werden wie der Pfarrer.

Aus dem Bedauern über den Rückgang der Pfarrstellen entwickelt sich keine Protesthaltung, die dazu führt, die Kirchenleitung zu überzeugen, wieder mehr Pfarrer einzustellen. Nur in einem Fall erfuhr ich, dass vor vielen Jahren Gemeindeglieder aus Dorf C nach Dresden ins Landeskirchenamt fuhren und dagegen kämpften, dass ihr Pfarrer, der im Nachbardorf lebte, seinen Pfarrsitz in ein weiter entferntes Dorf verlegen sollte. In anderen Fällen wurde von einigen Gesprächspartnern bei weiteren Zusammenlegungen der Rückzug aus dem ehrenamtlichen Engagement erwogen. Ziel der Gemeinden scheint es zu sein, den Status quo so lange wie möglich zu halten. Bestehende Modelle, die große Verwaltungsstrukturen herstellen und dennoch die Vielfalt und die Individualität der Gemeinden respektieren wollen, scheinen die Akteure vor Ort nicht zu überzeugen.<sup>163</sup>

## KIRCHE ALS VERANTWORTUNGSGEFÜHL

*Ehrenamtliches Engagement als begrenzte und wertvolle Ressource*

Ohne ehrenamtliches Engagement ist ein Gemeindeleben nicht möglich. Doch es handelt sich dabei um eine begrenzte Ressource, um die die Kirche auf dem Land nicht selten mit Vereinen und der Freiwilligen Feuerwehr konkurrieren muss. In Dorf A erzählte mir Frau Q., dass sie sich bemüht, ihr Engagement für die Kirche auch mit der Arbeit im Heimatverein zu verknüpfen, um so Kontakte herzustellen.<sup>164</sup>

Aus den vielen Erzählungen über die anstrengenden Jahre seit der Wiedervereinigung, die während der Datenerhebung gesammelt wurden, ergab sich der Eindruck, dass vor allem eine recht erschöpft wirkende Generation ehrenamtlich in den Kirchgemeinden tätig ist. In Dorf A wurde gelobt, dass nun doch auch jüngere Gemeindeglieder im Kirchenvorstand arbeiten. Damit verbunden ist die Hoffnung, dass diese auch die Jugend nachziehen. Dennoch beklagte Frau I. aus Dorf A die mangelnde Bereitschaft der jüngeren Generation, sich in den Kirchenvorstand wählen zu lassen: „Die sagen, sie seien zu jung. Mit 35 Jahren! Wann wollen die denn?“<sup>165</sup> Im Fehlen der nachwachsenden Generation sahen einige meiner Gesprächspartner ein großes Problem.<sup>166</sup> Das Ausbleiben der Jugend bedauert auch ein junger Mann in Dorf C, der die Küsterdienste übernahm und bemerkte, dass er der einzige aus seiner Generation ist, der zur Kirche geht.<sup>167</sup>

In Dorf C ist es momentan sehr schwierig jemanden zu finden, der längerfristig eine Aufgabe übernehmen will.<sup>168</sup> In Dorf B

wurde mir berichtet, dass fünf Leute im Kirchenvorstand sind. Aufgrund pflegebedürftiger Eltern, eigener Krankheit und hoher Arbeitsbelastung übernehmen die Aufgaben aber nur zwei Personen.<sup>169</sup> Von Enttäuschungen über mangelndes Interesse an den Angeboten der Gemeinde zeugen folgende Erfahrungsberichte: Die Gemeinde in Dorf B hatte versucht, ein Gemeindefrühstück zu organisieren, doch leider war der Zuspruch gering und rechtfertigte die Arbeit nicht. Während der Bibelwoche saßen einige nach einer Veranstaltung noch zusammen. Doch sobald der erste aufstand, gingen alle und die Arbeit des Aufräumens blieb wieder nur an Wenigen hängen. Gelobt wurde dagegen die Organisation des Kirchenschmuckes zum Erntedank: „Was gut funktioniert ist das Kranzbinden zu Erntedank, da kommen dann einige, die man das ganze Jahr in der Kirche nicht sieht.“<sup>170</sup> Am Funktionieren der Tradition des Kranzbindens in der Kirche zeigt sich, dass es praktische, überschaubare Aktionen sind, die fest im Jahreskreis eingeplant werden können und zur Teilnahme an gemeinsamen Aktivitäten reizen. Zudem ist das Ergebnis ästhetisch ansprechend und verspricht dadurch einen besonderen Lustgewinn.

Dass Teilnahme an kirchlichen Angeboten nicht nur weniger, sondern auch mehr werden kann, beweist der Erfolg des Männerkreises aus Dorf A, von dem mir der Pfarrer erzählte: „Also, es gibt so einen Männerkreis, der wird ehrenamtlich geleitet. Oh, das ist super. Das werden immer mehr, als die sich hier getroffen haben ... jetzt müssen wir einen neuen Raum suchen, weil die hier nicht mehr reinpassen. Es docken sich immer mehr an. Bis dahin war das so

**164** Gespräch mit Frau Q. aus Dorf A beim Dorffest am 05.06.2016. | **165** Gespräch mit Frau I. aus Dorf A beim 47. Dorffest am 05.06.2016. | **166** Gespräch mit Herrn K. am 21.05.2016, Gespräch mit Herrn L. am 23.05.2016 und Gespräch mit Herrn M. am 06.01.2016. | **167** Gespräch mit Herrn J. aus Dorf C nach dem Gottesdienst am 02.10.2016. | **168** Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2016. | **169** Gespräch mit Frau G. aus Dorf B am 12.08.2016. | **170** Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016.

ein Altenkreis. Und da hat der eine Sohn, dem tat das so leid und dann sagte er, ich übernehme das. Und es werden immer mehr und immer mehr.“<sup>171</sup> Dieses Beispiel belegt eindrücklich, dass nicht alles in der Verantwortung des Pfarrers liegt, sondern dass es eine Reihe verantwortungsvoller Persönlichkeiten bedarf, damit Gemeindeleben funktioniert. Es braucht ein aufmerksames Umfeld, in dem es gelingt, solche Persönlichkeiten zu erkennen, an sich zu binden und zum Arbeiten für die Gemeinde zu gewinnen. Für die Reflexion der Datenerhebung ist es wichtig zu beachten, dass mir diese „Erfolgsgeschichte“ vom Pfarrer erzählt wurde, die Gesprächspartner aus der Gemeinde in Dorf A dagegen eher geneigt waren, problematische Aspekte der Gemeindegemeinschaft zu schildern.

Auf meine Frage, was man für das Engagement zurückerhielte, antwortete Herr L. aus Dorf A1, dass er gerne an den schönen Konfirmationsgottesdienst seines Neffen in der eigenen Kirche zurückdenke. Ähnliches erzählte Frau E. vom Konfirmationsgottesdienst ihres Enkels, der der einzige Konfirmand in Dorf B gewesen sei. „Die Paten setzten sich in der Bank neben ihn, damit er nicht so alleine war.“ Umso mehr ärgerte sie sich darüber, dass Eltern ihre Kinder im Nachbardorf konfirmieren lassen, „weil sie dort mit dem Pfarrer besser klarkommen. Da fragt man sich schon, warum man sich so einsetzt.“<sup>172</sup>

Diese Antworten zeugen von der Bereitschaft Verantwortung zu übernehmen, wenn diese religiöse Sinnstiftung vor Ort in der „eigenen“ Kirche ermöglicht. Angebote für den Kirchenvorstand in der neu ausgebauten Pfarrscheune im Nachbardorf nimmt Frau E. nicht wahr, weil sie, wie oben bereits be-

schrieben, das Gefühl hat, dort würde man „alles an sich ziehen“, während es in Dorf B „immer weniger“ würde.<sup>173</sup>

Als Motivation sich im Kirchenvorstand zu engagieren, wird auch die „Tradition“ in der Familie genannt, so im Falle von Herrn M. aus Dorf C1, dessen Adoptivvater bereits im Kirchenvorstand war. Stolz berichtete er, dass sein Enkel in einem Schulaufsatz schrieb, er wolle, wenn er erwachsen sei, Kirchenvorstand sein wie der Opa.<sup>174</sup> Frau E. engagiert sich, „weil es ja jemanden geben muss, der die Tradition aufrechterhält“. Sie sieht sich der Familiengeschichte verpflichtet, vor allem ihrer Großmutter, die jeden Sonntag in die Kirche ging. Ihr Stiefvater „war ein guter Mensch, der sich sehr an die Kirche hielt“, erzählte sie mir. Heute ist Kirche in der Familie aber „Frauensache“, bemerkte sie mit Blick auf sich und ihre Tochter.<sup>175</sup> Herr L. aus Dorf A1 verweist darauf, dass er schon von den Eltern her kirchlich geprägt sei und sich deshalb ehrenamtlich einbringe.<sup>176</sup>

Frau O. aus Dorf B, die zugezogen ist und sich beim Dorffest engagierte, bemerkte, dass die Zusammenarbeit mit dem Kirchenvorstand „komisch“ war. Vieles musste sie allein machen, bis sie merkte, dass „die gefragt werden wollen“. „Uns hat keiner gefragt“ war die typische Antwort. Diese Erfahrung, die Frau O. bei der Organisation machte, passt zu dem oben formulierten Anspruch an den Pfarrer, der „auf die Leute zugehen“ muss. Der erste Schritt hat von der Kirche oder, wie im Falle von Frau O., von den neuen kulturellen Akteuren im Dorf auszugehen. Fremdheit und der daraus resultierende Mangel an Handlungssicherheit führt zur abwartenden Haltung, die schnell als Blockade verstanden werden kann, selbst

48 171 Gespräch mit Pfarrer aus Dorf A am 21.05.2016. | 172 Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. 173 Gespräch mit Frau E. aus Dorf B aus Dorf C1 am 13.08.2016. | 174 Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2017. | 175 Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. | 176 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016.

wenn sie so nicht gemeint ist und die Dorfbewohner eigentlich den Wunsch haben, dass mehr gemeinsame Aktivitäten stattfinden.

### *Das Gesicht der Kirche*

In jedem Dorf gibt es kirchlich aktive Familien, die als „Gesicht der Kirche“ in der Dorfföfentlichkeit präsent sind. So kann es durchaus vorkommen, dass der Kirchenvorstand Kritik, die die Arbeit des Pfarrers betrifft, als erstes abbekommt, wie mir in einem Fall aus Dorf A berichtet wurde: „Da wurde auf dem Hof vom Kirchenvorstand rumgebläkt.“<sup>177</sup>

In Dorf B erfuhr ich, dass eine Personalie im Kirchenvorstand, die von einigen als „Zugpferd“ der Gemeinde beschrieben wurde, bei anderen Dorfbewohnern als problematisch gilt und diese davon abhält, sich zu engagieren.<sup>178</sup> Frau O. stammt selber nicht aus einem kirchlichen Umfeld. Ihre Schwester und ihre Tochter sind aber in die Kirche eingetreten. Frau O. möchte sich als Zugezogene in Dorf B kulturell engagieren und wunderte sich hinsichtlich des Umgangs in der Gemeinde, „dass die Christen so grob miteinander umgehen.“<sup>179</sup>

„Man kriegt sie kaum noch, kaum was kommt noch. Keiner will sich voranstellen“, beschrieb Herr M. aus Dorf C1 die Situation in Dorf C. Eine Erklärung für dieses Verhalten konnte er mir nicht geben.<sup>180</sup> In Dorf C wird eine Familie eng mit der Kirche verbunden wahrgenommen. Schicksalsschläge begleiteten diese Familie. Eine weitere, früher kirchlich sehr engagierte Frau leidet unter einer schweren Krankheit, die sie im Alltag sehr behindert. Gegenwärtig prägt Frau H. das Leben der Gemeinde, deren

Mann nach langer Krankheit starb. Es war im Rahmen dieser Studie schwer zu erkunden, inwieweit es das Gemeindeleben in einem Dorf beeinflusst, wenn zentrale Figuren mit schweren Lebenssituationen umgehen müssen. Dennoch ist davon auszugehen, dass die Lücken, die Krankheit und Tod in der Gemeinde hinterlassen, nicht einfach wieder aufgefüllt werden können. In Dorf C lebt kein Seelsorger und auch kein Kirchenmitarbeiter mehr. Das erschwert es in Krisensituationen, die ja nicht nur die Familien, sondern auch Freunde und Nachbarn erschüttern, nah an der Gemeinde zu bleiben. Möglicherweise hemmt es die Motivation sich zu engagieren, wenn das „Gesicht der Kirche“ an Krankheit, Trauer und Tod erinnert. Dies ist als vorsichtiger Versuch einer Erklärung zu verstehen, warum es in Dorf C momentan so besonders schwierig ist, Menschen für die Arbeit in der Kirchengemeinde zu aktivieren. Wobei zu diesem Erklärungsansatz einschränkend bemerkt werden muss, dass meine Gesprächspartner aus einer der betroffenen Familien trotz der Schicksalsschläge eine für mich bemerkenswerte Freude und Zuversicht im Glauben, menschliche Wärme und Herzlichkeit ausstrahlten.

Eine wichtige Rolle spielt in Dorf A das Pfarrland. In den Dörfern B und C, in denen keine „Wiedereinrichter“ leben, kam das Thema in den Gesprächen dagegen nicht vor. In Dorf A hörte ich die Meinung, dass einige Dorfbewohner das Engagement für die Kirche im Zusammenhang mit der Pacht des Pfarrlandes brachten, das vor allem alteingesessene Bauerfamilien bewirtschaften.<sup>181</sup> Im Dorf kursiert bei einigen die Vermutung, wirtschaftliches Kalkül würde hinter dem Engagement für die Kirche stehen. Die Verteilung des Kirchenlandes durch

177 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | 178 Gespräch auf dem Fest in Dorf B am 13.08.2016. 49

179 Gespräch mit Frau O. aus Dorf B am 13.08.2016. | 180 Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C am 06.01.2017.

181 Gespräch mit mehreren Personen in Gastwirtschaft am 20.05.2016.

den Kirchenvorstand ist nicht immer einfach. Auch Pachterhöhungen treffen kaum auf Gegenliebe<sup>182</sup> und können dazu führen, dass die Kirchenvorstände als Handlanger einer vermeintlich nur an Profit orientierten Kirche gesehen werden.

### *Zusammenarbeit mit hauptamtlichen Mitarbeitern*

Schon etwas länger liegen Erlebnisse zurück, die mir in Dorf B berichtet wurden. Sie zeugen vom Stolz über den Einfluss des Kirchenvorstandes auf das Gemeindeleben und von der Kraft, die aufgebracht wird, wenn es um die Verteidigung der eigenen Tradition zur Not auch gegen den Willen des Pfarrers geht. So berichtete Frau E., wie sie das Krippenspiel am Heiligen Abend rettete. Aus Termingründen wollte einer der Vorgängerpfarrer es auf den 23.12. verlegen. Doch da hätten die Eltern nicht mitgemacht. Obwohl sie gerade aus dem Krankenhaus kam, fuhr sie mit dem Fahrrad überall herum und organisierte die Aufführung am 24.12. Dann fand sie noch einen Diakon, der den Gottesdienst leitete und so konnte wie gewohnt am Heiligen Abend Gottesdienst mit Krippenspiel gefeiert werden.

Eine vermeintliche Verantwortungslosigkeit seitens des Pfarrers scheint lange im Gedächtnis haften geblieben zu sein. So erklärt sich eine Anekdote, die Frau E. mir von einem Vorgängerpfarrer berichtet und die weit in die Zeit der DDR zurückreicht: Vom Bus aus habe sie gesehen, wie die Kinder bei Winterkälte vor dem Christenlehre-Raum standen. Dann habe sie schnell die Schlüssel geholt und sie reingelassen. Der Pfarrer habe sich dann rausgeredet, er sei länger als erwartet unterwegs gewesen.<sup>183</sup>

Diese Erzählung berichtet von der Kontrollfunktion, die Kirchenvorstände und aktive Gemeindeglieder über ihre Pfarrer einnehmen können und wie lange vermeintliches Fehlverhalten im Gedächtnis behalten wird, um bei passender Gelegenheit zur Konstruktion des eigenen Rollenverständnisses wieder erinnert zu werden – die Ehrenamtliche, die den Hauptamtlichen an die korrekte Wahrnehmung seiner Pflichten erinnert.

Der in Dorf A lebende Pfarrer stellte fest: „Was sie sehr deutlich von mir erwarten ist, dass ich Chef bin, das sagen sie auch ganz direkt. Das heißt, dass ich den Überblick habe, das heißt, sozusagen, dass alles was anliegt, ich priorisiere und ihnen dann Vorlagen mache, die sie sozusagen dann abarbeiten“ Vor seinem Amtsbeginn hatten sich gerade 16 Kirchenvorstände zusammengeschlossen, berichtete der Pfarrer. Er stellte fest, dass sich die Menschen, selbst wenn sie in Nachbarländern leben, nicht unbedingt kennen und schlug einen besonderen Wahlzettel vor: „Da müssen sie sich vorstellen. Da soll jeder einen Drei-Zeiler schreiben und dann haben wir ein A4-Blatt gemacht ...“ Die Beteiligung war bei dieser Wahl dann erfreulich hoch. Er erkennt viel Potenzial im Gemeindeaufbau und versucht durch besondere Angebote für den Kirchenvorstand weiteres Engagement anzuregen und das Zusammengehörigkeitsgefühl zu entwickeln.<sup>184</sup>

In Dorf A hörte ich auch den eindeutigen Satz: „Es läuft nun mal alles über den Pfarrer, ob er das nun will oder nicht“<sup>185</sup> Diese Erfahrungen und Erwartungen sprechen auf den ersten Blick für die Gültigkeit des „pfarrherrlichen“ Gemeindebildes. Doch erscheint es nachvollziehbar, dass es nach einer nicht ganz konfliktfreien Zusammen-

50 **182** Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | **183** Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016.  
**184** Gespräch mit Pfarrer aus Dorf A am 21.05.2016. | **185** Telefonat mit Frau I. aus Dorf A am 14.05.2016.



legung von Gemeinden, die sich erst einmal kennenlernen müssen, sinnvoll ist, eine starke Persönlichkeit an der Spitze zu wissen, der es gelingt, eine gemeinsame Identität zu entwickeln. Der Befund zeigt, dass es überzeugender Führungspersönlichkeiten bedarf, je mehr Dörfer zu einer Gemeinde zusammengefasst werden, damit hier ein aktives christliches Leben stattfindet. Auch wenn vorausgesetzt wird, dass die Vergrößerung der Pfarrstellen immer selbständigere Gemeinden benötigt, könnten weitere Gebietsweiterungen ein am Pfarrer orientiertes Gemeindebild befördern, weil ohne die Konzentration auf eine Leitfigur der Zusammenhalt der neu entstehenden heterogenen, großen Gemeinschaften kaum möglich ist. „...ob er nun will oder nicht.“ – dieser Halbsatz zeigt, dass Frau I. aus ihren Erfahrungen im Kirchenvorstand weiß, wie zentral die Figur des Pfarrers in der Gemeinde ist. Und scheinbar machte sie schon die Erfahrung, dass nicht alle Pfarrer diese Führungsverantwortung schätzen.

Frau I. bemerkte weiterhin: „Es ist einiges schwierig im Moment“ und meint damit das Gefühl, dass die Kirchenleitung die Gebiete immer weiter vergrößert und zusätzliche Aufgaben auf das Ehrenamt abwälzen will. Sie bemühte zur Illustration das Bild eines Fleischers, der zum nächsten Tag eine Torte anfertigen soll. „Der wird sein Zeug hinwerfen und sagen: Macht euern Kram alleine.“<sup>186</sup> Sie sagte mir später, dass sie einen inneren Widerstand dagegen empfinde, selber Lektoren-Gottesdienste anbieten zu müssen. Das sehe wie Ersatz aus und sie fühlt sich weder in der Lage noch so tief im Wissen stehend, um christliche Lehren vermitteln zu können. Andere könnten es dann so wahrnehmen, „dass es nicht einmal mehr für den Pfarrer reicht.“<sup>187</sup> Das Gefühl der Überforderung im

Ehrenamt kommt hier zum Ausdruck und die klare Vorstellung der Aufgabenverteilung zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. In den Bereich des Pfarrers fallen dabei ganz eindeutig die zentralen rituellen Aufgaben. Diese Aussage enthält zudem den Hinweis, dass der Ersatz des Pfarrers durch einen Lektor auch als Armutszeugnis wahrgenommen werden könnte. Von wem aber kommt diese Bewertung? Aus der Gemeinde oder der kirchenkritischen areligiösen Bevölkerungsgruppe im Dorf, der man den Mehrwert von Kirchlichkeit beweisen will? Ein Kirchenvorstand in Dorf A bemerkte, dass er sich selber nicht in der Lage sieht, seinen Glauben so zu vermitteln, dass auch Nichtgläubige Interesse an der Kirche bekommen. „Das wirkt letztlich vom Pfarrer ganz anders.“<sup>188</sup>

Einige Kirchenvorstände sprachen von Problemen mit der Bürokratie und der Unübersichtlichkeit der Verwaltung in Bezug auf den Bau und die Friedhofspflege, die ihre ehrenamtliche Arbeit erschweren. Bei einer Debatte um die Friedhofsverwaltung habe sich ein Kirchenvorstandsmitglied von der Kirchenverwaltung „vor den Kopf gestoßen gefühlt“, was zum Rückzug einiger aus dem Kirchenvorstand geführt hätte.<sup>189</sup> Die Befürchtung wurde geäußert, dass die Zentralisierung durch weitere Strukturreformen die Kirche kälter und anonymer mache und kein Miteinander mehr stattfinde.<sup>190</sup> Bürokratisierung, Bürgerferne und Zentralisierung werden sowohl auf staatlicher als auch auf kirchlicher Ebene zusammen als Problem wahrgenommen. So erzählte ein Heimatvereinsmitglied, wie schwierig es heute ist, mit der Verwaltung in der Nachbarstadt in Kontakt zu kommen. Früher war der Bürgermeister noch vor Ort, da klärte man Sachen beim Bier. Mein Gesprächspartner

**186** Telefonat mit Frau I. aus Dorf A am 14.05.2016. | **187** Gespräch mit Frau I. aus Dorf A am 05.06.2016, 51

**188** Gespräch mit Herrn Z. aus Dorf A am 21.05.2016. | **189** Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016.

**190** Gespräch mit Herrn Z. aus Dorf A am 21.05.2016.

meinte, ich würde das sicherlich kennen, „bei ihren Pfarrern ist das ja genauso.“<sup>191</sup> Dass die Kirchenvorstände nichts zu entscheiden hätten, weil ja eh alles „von oben“ bestimmt werde, meinte eine Frau, die sich selber nicht in der Kirche engagiert.<sup>192</sup> Frau I. wünschte sich, dass ich in meiner Studie die wahren Ortsnamen preisgebe, damit die Kirchenleitung vielleicht hinsichtlich ihrer Strukturpläne noch einmal umdenke.<sup>193</sup>

Je größer die Gemeinden werden und je mehr Vertreter in den Kirchenvorständen sitzen, umso größer ist auch die Konfliktgefahr, wenn es z. B. um Auftragsvergaben für Arbeiten auf dem Friedhof oder an der Kirche geht und in den Dörfern die gleichen Gewerke arbeiten, so berichtete es mir Herr L. aus Dorf A1.<sup>194</sup> Durch jahrelanges ehrenamtliches Engagement erhoffte sich Frau P. aus Dorf A Unterstützung durch die Kirchenleitung, als es ihrem Geschäft schlecht ging und ihr Mann eine Arbeit suchte. „Man hat jahrelang geholfen und dann braucht man einmal Hilfe, aber nichts!“ Ganz klar wurden hier aus Sicht der Gesprächspartnerin von „der Kirche“ die Regeln der Reziprozität gebrochen. Seitdem engagiere sie sich weniger und gehe mit einem eigenartigen Gefühl in die Kirche, erklärte sie mir. Sie habe es noch nicht verwunden.<sup>195</sup>

Frau E. und ihre Tochter meinten, der Pfarrer halte die ganze Arbeit, die sie für die Kirche leisten, für selbstverständlich.<sup>196</sup> Der Pfarrer vertrat die Auffassung, dass für die Küsterdienste die Gemeinde selbst zuständig sei. Wenn es in Dorf B einmal keinen mehr gäbe, der die Kirche zum Sonntag herrichtet und aufschließt, würde er es auch nicht tun.<sup>197</sup> In Dorf C betonte der Kirchenvorstand extra, dass sich in Aufgaben der Gemeinde, wie den Putzdienst, der Pfarrer

nicht einmischen solle.<sup>198</sup> Dagegen meint Herr Z. aus Dorf A, dass man „die Leute kitzeln muss“, das heißt, man solle Anreize schaffen, damit sie sich für ihre Kirche engagieren.<sup>199</sup> Daraus ergibt sich eine Frage bezüglich des Selbstverständnisses der Kirchgemeinden: Wie viel Wertschätzung sollte geäußert werden und wie viel Genugtuung und Prestige bringt das Ehrenamt in der Kirche den aktiven Gemeindegliedern? Müssen sie sich aus sich selbst heraus motivieren oder bedarf es der Motivation durch Hauptamtliche?

#### *Zwischenergebnis: Kirche als Verantwortungsgefühl*

Ehrenamtliches Engagement ist erfüllend und sinnstiftend, birgt aber auch die Gefahr von Konflikten in sich. Es kann zu Konkurrenz unter Kirchvorstehern um den größten Einfluss in der Gemeinde kommen oder der Kirchenvorstand wird für Entscheidungen, die er traf, kritisiert. Wenn ehrenamtliches Engagement nicht honoriert wird, entsteht schnell das Gefühl ausgenutzt zu werden. Überforderung und Überarbeitung werden da befürchtet, wo immer mehr Aufgaben an Gemeinden abgegeben werden. Auf der anderen Seite besteht das Gefühl, keinen Einfluss auf Entscheidungen der Kirchenleitung zu haben. Das Verhältnis von Eigenverantwortung und daraus resultierendem Mitspracherecht nahmen einige meiner Gesprächspartner als unausgewogen wahr. Das hier gezeichnete Bild der Kirche als schwer zu durchschauende bürokratische Institution zeugt von einem Mangel an Dialog zwischen Kirchenleitung und Gemeindegliedern, denen viele Verwaltungsabläufe nicht klar erscheinen. Die Einarbeitung in Entscheidungsfindungsprozesse und Gesetzeslagen fordert zusätzlichen Aufwand

52 **191** Gespräch mit Herrn K. beim Dorffest in Dorf A am 04.06.2016; Diese Wahrnehmung resultiert aus der behördenanalogen Organisation der Kirche, die auf eine jahrhundertelange Verbindung mit der Obrigkeit zurückgeht. Hansen, Kai: Evangelische Kirchen in ländlichen Räumen. Ein Rundblick über Geschichte und Gegenwart. Berlin 2010, S. 230. | **192** Gespräch im Rahmen des Dorffestes in Dorf A am 04.06.2016. | **193** Gespräch mit Frau I. im Rahmen des Dorffestes in Dorf A am 04.06.2016. | **194** Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A am 23.05.2016. | **195** Gespräch mit Frau P. aus Dorf A am 21.05.2016. | **196** Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016.

für ehrenamtlich Tätige. Wer Ehrenamt will, muss für Transparenz in der Verwaltung sorgen, weil sonst schnell das Gefühl bei den Ehrenamtlichen aufkommt, man werde ausgenutzt.

Die Ablehnung der Gemeindeglieder, Glaubensinhalte weiterzugeben und diese Aufgabe lieber einem Pfarrer zu überlassen, kann von Kritikern als vorbeugende Maßnahme gegen geplante Pfarrstellenstreichungen angesehen werden. Sie kann aber auch grundlegende Fragen nach der christlichen Ausbildung der Gemeindeglieder aufwerfen. Es muss in jedem Dorf ausgehandelt werden, welche Voraussetzungen ein Kirchenvorstand mitbringt, um die geistliche Leitung in der Gemeinde übernehmen zu können? Es ist davon auszugehen, dass der Konfirmandenunterricht keine umfassende Wissensgrundlage liefert. Angebote der Landeskirche zur Lektoren-Ausbildung wurden von meinen Gesprächspartnern als Möglichkeit zur Weiterbildung nicht erwähnt. Selbst wenn man fest im Glauben steht und vieles weitergeben könnte, so ist es zudem nicht jedem gegeben, vor anderen öffentlich aufzutreten. Zum Erleben des Rituals gehört auch immer ein Teil Fremdheit und Nichtverstehen neben der gewohnten Ordnung.<sup>200</sup> Die Übernahme gottesdienstlicher Aufgaben durch die Gemeinde könnte somit auch einer Entzauberung des Rituals gleichkommen und das Erleben, die Ergriffenheit beeinträchtigen. Dieser Deutung widerspricht die Erfahrung des Pfarrers aus Dorf C, der mit Ehrenamtlichen zum Thema Gottesdienst arbeitete und „die Geschichte und den theologischen Sinn der einzelnen Elemente“ erklärte. Er erlebte, „dass dieses Wissen vielen Menschen einen intensiven und vertieften Zugang zum Ritual ermöglicht hat.“ Die Reaktion der Ehrenamtlichen

war: „Jetzt verstehen wir endlich, was wir da machen. Das hätte einem doch schon lange mal jemand erklären können.“<sup>201</sup>

Orientiert man sich an der Wortbedeutung, dann sollte Ehrenamt „Ehre“, also soziales Prestige, bringen. Viele in der Kirche Aktive benannten diesen Aspekt aber nicht, sondern führten als Motivation die familiäre Prägung, die Weiterführung der christlichen Tradition vor Ort, die Freude an schönen Gottesdiensten und die Liebe zum Kirchengebäude an. Putzpläne, Küster- und Läutedienst werden in den untersuchten Gemeinden selbstständig übernommen. In den Kirchenvorständen liegt zudem viel Ausschussarbeit an. Besonders in Dorf B und Dorf C beklagten die Ehrenamtlichen, dass zu viel Arbeit auf zu wenige Schultern verteilt ist. Es stellt sich die Frage, wie selbstverständlich es ist, dass es noch Menschen gibt, die diese Verantwortung auf sich nehmen. Sollte dem Ehrenamt in den ländlichen Kirchgemeinden mehr Wertschätzung entgegengebracht werden, damit sich auch zukünftig ausreichend Menschen finden, die in den Kirchenvorständen und Gemeinden aktiv sind?

Die geschilderten Probleme in den Kirchenvorständen zeigen, dass Konflikte, die in Kirchgemeinden ausgetragen werden, oft auch Ursachen in anderen Bereichen des dörflichen Lebens haben. Wenn Konflikte auf der Ebene der Kirchen gelöst werden, kann das für das Klima im gesamten Dorf heilsam sein. Die ehrenamtlichen Strukturen der Kirche öffnen dann Wege zur Dorfer-tüchtigung.

197 Gespräch mit dem für Dorf B zuständigen Pfarrer am 20.09.2016. | 198 Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C153 am 06.01.2017. | 199 Gespräch mit Herrn Z. aus Dorf A am 21.05.2016. | 200 Köhle-Hezinger, Christel: Ritual, Brauch, Tradition: volkskundlich-kulturwissenschaftliche Blicke auf den Gottesdienst, in: Thurnwald, Andrea K. (Hg.): Eine Kirche wird Museum. Werkstattberichte aus dem Museum Kirche in Franken. Bad Windsheim 2006, S. 140-153; hier S. 153. | 201 Pfarrer von Dorf C; Kommentar zum Text vom 30.08.2017.

## KIRCHE ALS GLAUBEN

*Gottvertrauen*

Glauben als privates Thema wurde in den Gesprächen zumeist nur andeutungsweise angesprochen. „Ich brauch das, die Ruhe und ... ich weiß nicht“ antwortete Herr M. aus Dorf C1 auf meine Frage nach der Bedeutung der Kirche in seinem Leben.<sup>202</sup>

Es ergab sich der Eindruck, dass eine gewisse Ausrichtung auf Gott als weit verbreitet angenommen werden kann. Das entspricht auch den Ergebnissen der EKD-Mitgliedschaftsstudien, die einen Glauben an Gott als am weitesten verbreitete Glaubenshaltung beschrieben.<sup>203</sup> Über Jesus Christus wurde nur in einem Fall gesprochen und da handelte es sich um eine Pfarrerstochter, die in der Gemeinde aktiv ist.<sup>204</sup>

Von seinem Vertrauen in Gott erzählte mir ein Mann nach dem Sonntagsgottesdienst in Dorf A2, der nach der Wende eine gute berufliche Position bekam. Zu DDR-Zeiten war er von seinem Betrieb in die LPG gewechselt, weil man ihn dort wegen seiner Kirchengemeindegliederung in Ruhe ließ.<sup>205</sup> Eine Frau, die eine Gastwirtschaft betreibt und es daher nicht mehr in den Sonntagsgottesdienst schafft, geht davon aus, dass alles vorbestimmt ist. „Wenn Gott will, dass ich sterbe, dann ist das eben so“, meinte sie, als wir über mögliche Gefahren von Flugreisen nach Ägypten redeten.<sup>206</sup>

Ein einst sehr aktives Gemeindeglied, das von „der Kirche“ enttäuscht wurde, äußerte die Überzeugung: „Gott hat mir dann geholfen. Er hat alles geregelt. Aber Kirche und Gott sind ja auch zwei Sachen.“<sup>207</sup> Herr

J. fand nach schweren Schicksalsschlägen in der Familie zurück zur Kirche, nachdem er sich bis zu seinem 25. Lebensjahr dafür nicht mehr interessiert hatte. Er kann zwar nicht alles gut finden, was in der Kirche verkündet wird, doch im Kopf fühlt er sich frei, das zu glauben, was er für richtig hält.<sup>208</sup>

Um in Verbindung mit Gott zu treten, bedarf es nicht der Anerkennung kirchlicher Institutionen oder eines aktiven Gemeindelebens. Die Bindung an die christliche Lehre kann nach Betrachtung der Daten als durchaus locker angesehen werden. Ein „Restgottvertrauen“ nimmt Herr L. bei Besuchsdiensten noch wahr.<sup>209</sup> Dieser Begriff legt nahe, dass es einst ein ausgeprägteres Gottvertrauen gab, dass nun noch in Resten erhalten ist. Das Bild vom festeren Glauben in der Vergangenheit, ob es nun zutreffen mag oder nicht, verstärkt die Wahrnehmung des Glaubensverlustes in der Gegenwart zusätzlich.

*Frömmigkeit*

Glauben zeigt sich vor allem durch Handeln, meinte ein Gesprächspartner aus Dorf C. Er war der Meinung, dass es einen guten Christen nicht auszeichnet, wie oft er in die Kirche geht, sondern „wie er lebt, wie er seine Ehe führt, wie er mit Menschen und der Natur umgeht.“<sup>210</sup> Die Weitergabe des christlichen Glaubens erfolgt in dieser Darstellung vor allem durch vorbildhafte Lebensführung.

Wo im Alltag fromme Handlungen stattfinden, konnte kaum erschlossen werden. In einem Fall wurde ich in eine stille, private Andacht in der Kirche in Dorf C eingebun-

54 **202** Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2017. | **203** Hansen, Kai: Evangelische Kirchen im ländlichen Raum. Ein Rundblick über Geschichte und Gegenwart. Berlin 2010, S. 350. | **204** Gespräch mit Frau H. aus Dorf C am 01.10.2016 im Rahmen des Dorffestes während einer Besichtigung der Kirche in Dorf C. | **205** Gespräch nach Gottesdienst in Dorf A2 am 22.05.2016. | **206** Gespräch mit mehreren Personen in Gastwirtschaft von Dorf A am 22.05.2016. | **207** Gespräch mit Frau P. aus Dorf A am 21.05.2016. | **208** Gespräch mit Herrn J. aus Dorf C am 02.10.2016 nach dem Gottesdienst. | **209** Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | **210** Gespräch mit Herrn und Frau B. aus

den. Zwei Gesprächspartnerinnen, die ich zuvor beim Dorffest kennengelernt hatte, luden mich ein, mit ihnen still in der Kirche zu sitzen. Die Kirche war schon zum Erntedank geschmückt und stand offen, so dass auch ein neugieriges Kind zu unserer kleinen Gruppe fand. Jeder nahm in einer eigenen Bank Platz. Auf dem Altar brannten Kerzen. Es war ein sehr intimer Moment, an dem ich teilhaben durfte.<sup>211</sup> Das stille Sitzen in der Kirche beschrieb auch Frau E. aus Dorf B als Quelle der Kraft. Nach der Arbeit auf dem Friedhof genoss sie früher oft die Ruhe der Kirche.<sup>212</sup> Für Herrn J. war die Atmosphäre des Kirchenraumes ein Grund, die Küsterdienste in Dorf C zu übernehmen. Nicht selten nimmt er sich nach der Arbeit den Kirchenschlüssel und öffnet für sich die Kirche, „um herunter zu kommen.“<sup>213</sup>

Der Friedhof und das Totengedenken bieten Möglichkeiten, um Zugang zum Glauben der Menschen zu erhalten. Der derzeitige Wandel in der Bestattungskultur, der vor allem durch die Zunahme anonymer Bestattungen oder der Bestattung auf „der grünen Wiese“ auch in den untersuchten Dörfern präsent ist, war diesbezüglich Thema in Gesprächen und wurde im Fall von Herrn A. als Verlust der lokalen Bestattungstradition kritisiert. Frau G. findet diese Form der Urnenbestattung akzeptabel, weil viele Kinder gar nicht mehr in der Nähe wohnen und es nicht schaffen, die Gräber regelmäßig zu pflegen.<sup>214</sup> Gegen den Trend zur anonymen Bestattung stehen die zahlreichen sorgfältig gepflegten Gräber der Angehörigen. Vor allem in Dorf C fiel der ausgeprägte Grabschmuck in Form von Engeln auf. Hier kam es auch zu Gesprächen über Vorstellungen vom Tod. Frau H. aus Dorf C betonte, dass das Grab eine Gedenkstätte ist, die Seele sich aber woanders befindet. Frau W. aus Dorf C besuchte

täglich das Grab, in dem ihr Mann und ihre Tochter liegen.<sup>215</sup> Das Totengedenken wird in dieser Form individuell ritualisiert und alltagsbegleitend. Frau H. berichtete, dass viele nur zu Weihnachten in die Kirche kommen, dann aber spüren, dass sie sich in der Gemeinschaft mit den Seelen befinden.<sup>216</sup> Auch Herr J. fühlt sich in der Kirche mit den Seelen der geliebten, verstorbenen Verwandten verbunden. Er glaubt nicht, dass die Seele seines Großvaters unter der Erde liegt, denn die Seelen sind ja noch in den Köpfen der Lebenden, überlegte er. „Ob sie in den Himmel kommen oder in neues Leben übergehen, weiß man letztlich nicht.“<sup>217</sup>

Eine Frau und ihre Tochter erzählten mir, nachdem ich mich auf dem Dorffest in Dorf B zu ihnen an den Tisch setzte, von ihrem Mann bzw. Vater. Wegen der Kirchensteuer sei er aus der Kirche ausgetreten. Als er schwer erkrankte, fand er zurück und vererbte der Kirche einen Teil seines Vermögens. Auf jeden Fall wollte er kirchlich bestattet werden.<sup>218</sup>

Bis vor kurzem betete man noch gemeinsam am Tisch, erzählten mir Frau E. und ihre Tochter Frau S. aus Dorf B, die mit ihren Kindern auf dem Hof leben. Dass nun aber das Tischgebet eingestellt wird, bedauerten die Älteren. Auf meine Frage, wie das zu erklären ist, überlegten meine Gesprächspartnerinnen und bemerkten, dass die Anschaffung der Mikrowelle dazu beigetragen hätte. Nun sitzen nicht mehr alle gemeinsam zu Tisch, weil sich jeder sein Essen warm machen kann, wenn er möchte. Dieses auf den ersten Blick profane Beispiel zeigt, wie eng Glaubenspraxen an den Alltag gebunden sind und wie kleine Veränderungen im gemeinsamen Alltag diese beeinflussen.<sup>219</sup>

Dorf C am 29.11.2016. | **211** Teilnehmende Beobachtung während des Dorffestes am 01.10.2016 in Dorf C. | **212** 55 Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. | **213** Gespräch mit Herrn J. aus Dorf C nach dem Gottesdienst am 02.10.2016. | **214** Gespräch mit Frau H. aus Dorf B am 12.08.2016; Gespräch mit Herrn A. aus dem Nachbardorf von Dorf A am 04.06.2016. | **215** Gespräch mit Frau W. aus Dorf C am 01.10.2016 im Rahmen einer Kirchenbesichtigung. **216** Gespräch mit Frau H. aus Dorf C am 01.10.2016 im Rahmen einer Kirchenbesichtigung. | **217** Gespräch mit Herrn J. aus Dorf C am 02.10.2016 nach dem Gottesdienst. | **218** Gespräch beim Dorffest am 12.08.2017. | **219** Gespräch mit

Von Dorf A1 berichtete Herr L., dass es ein Rittergutsdorf war. Nach dem Zweiten Weltkrieg siedelten sich hier viele Neubauern vor allem aus Schlesien an, die sich sehr in die Kirche einbrachten.<sup>220</sup> Es seien in Dorf B vor allem die Nachkommen der alteingesessenen Bauernfamilien, die sich noch an die Kirche halten, erklärte mir ein Mitglied des Heimatvereins in Dorf B. Viele Nachkommen der Flüchtlinge aus Schlesien seien später in die SED eingetreten.<sup>221</sup> Ein ehemaliger Pfarrer aber erinnert sich, dass in Dorf B die „Umsiedler“ Glauben und Gottvertrauen in die Gemeinde trugen und dadurch auch die desinteressierten Einheimischen stärkten. Er widersprach der Beobachtung von Herrn T., dass diese bevorzugt in die SED eingetreten seien. Sicherlich wäre es mal vorgekommen, dass fromme Eltern „rote“ Kinder hatten, aber das war nicht die Regel.<sup>222</sup> Von Dorf C wird mir berichtet, dass vor allem die Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten nach 1945 eine neue Frömmigkeit in die Gemeinde brachten. Mit dem allmählichen Sterben dieser Generation sei schon seit den 1980er Jahren die Gemeindegliederzahl in Dorf C beobachtbar zurückgegangen, berichtete mir ein ehemaliger Pfarrer.<sup>223</sup> Es ist also davon auszugehen, dass es schon vor der DDR zu einem Rückgang der kirchlichen Bindung in der Forschungsregion gekommen war.<sup>224</sup>

Frömmigkeit entwickelt sich auch bei Menschen, die keine kirchliche Prägung durch Familien erfuhren. Besonders die Kirchenmusik bietet einen guten Zugang zum Glauben. So erzählte mir eine Frau aus Dorf A, die im Gospelchor singt, dass es ihr viel Freude bereitet, Texte zu singen, die anderen etwas bedeuten. Gerne hört sie vor dem Chor die Lesung der Tageslosung, weil

diese so oft zu ihrer jeweiligen Lebenssituation passt. Sie wunderte sich schon oft, wie das sein kann. Sie würde gerne mehr über den christlichen Glauben erfahren, weiß aber nicht so richtig, wohin sie sich wenden soll. Sie möchte auf jeden Fall kirchlich heiraten.<sup>225</sup> Eine andere Frau, die ich beim Dorffest in Dorf B kennenlernte, singt auch im Kirchenchor, obwohl sie nicht in der Kirche ist.<sup>226</sup> Herr M. aus Dorf C1 machte die Erfahrung, dass die Leute am meisten bei Trauergottesdiensten am Glauben interessiert sind. Dann merken sie, dass die Lieder Bedeutung haben. Sonst würde oft nur gesungen, ohne sich den Inhalt besonders bewusst zu machen. Er kümmert sich seit vielen Jahren um die Turmuhr in Dorf C und erklärte mir, dass das Läuten als Aufforderung zum Gebet zu verstehen ist. Das Ausläuten ruft beim ersten Mal zum Beten für den Verstorbenen auf, beim zweiten Mal für die Angehörigen und beim dritten Mal für sich selbst.<sup>227</sup> Von der Läuteordnung in Dorf C berichtete mir auch die Bürgermeisterin. Neuerdings werden Geburten eingeläutet. Allerdings muss man sich an den Zeitpunkt um 9.00 Uhr noch gewöhnen, damit man ihn nicht mit dem Ausläuten verwechselt, gab die im Nebenzimmer sitzende Sekretärin zu bedenken.<sup>228</sup> Es ergab sich aus diesem Gespräch der Eindruck, dass die Praxis des Aus- und neuerdings Einläutens im Dorf anerkannt ist. Dieses Beispiel zeigt, dass sinnliche Erfahrungen in den Dörfern bis heute als wichtige Komponenten der Alltagsfrömmigkeit gelten und die Symbolik des Glockenklangs eine hohe Wertschätzung erfährt, weil sie private Frömmigkeit in eine durch gleichzeitiges Hören gestiftete Gemeinschaft einbindet.

Frau H. zeigte mir die zum Erntedank geschmückte Kirche in Dorf C und erzählte,

56 Frau E. und ihrer Tochter Frau S. aus Dorf B am 13.08.2016. | 220 Gespräch mit Herrn L. aus Dorf A1 am 23.05.2016. | 221 Gespräch mit Herrn T. aus Dorf B am 19.09.2016. | 222 Gespräch mit ehemaligem Pfarrer von Dorf B am 21.09.2016. | 223 Gespräch mit dem ehemaligen Pfarrer, der für Dorf C zuständig war, am 15.12.2016. | 224 Dass die Tendenz zur Entkirchlichung der Gesellschaft schon lange vor der Existenz der DDR begann, zeigen die statistischen Erhebungen der protestantischen Landeskirchen Deutschlands, die in den Jahren 1880 und 1940 zusammengetragen wurden. In unserer Untersuchungsregion blieben zwar die Kasualien Taufe, Eheschließung und Beerdigung für die

dass der einzige Konfirmand im Ort den Schmuck mit ihr zusammengetragen habe. Es war früher immer die Aufgabe der Konfirmanden. Als die Gestaltung des Chorraumes abgeschlossen war, regte sie ihn, seine Freundin und seine Schwester zu einem Gebet an. Das sei sehr schön gewesen.<sup>229</sup> Wie die Situation auf die Jugendlichen wirkte, konnte leider im Zuge dieser Studie nicht ermittelt werden. Aber es ist eindrücklich, dass sich Mitglieder der Gemeinde für die christliche Erziehung des Nachwuchses in dieser Weise verantwortlich fühlen. Dass das nicht so einfach ist, schilderte mir Herr B., in dessen Bäckerei Konfirmanden Brot backen und sich nur schwer Gespräche mit den Jugendlichen ergaben.<sup>230</sup> Die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation bereitete vielen meiner Gesprächspartner Sorgen. Dass sie nicht alles falsch gemacht habe, bemerkt Frau S. aus Dorf B, weil ihre Kinder auf jeden Fall kirchlich heiraten und die Kinder taufen lassen wollen. Glauben wurde mir in dieser Familie als generationsübergreifendes Band geschildert und damit ein Idealbild entworfen. Auf der anderen Seite ärgerte sich Frau E., die Mutter von Frau S., dass ihre Enkel mit der „Kirche so wenig am Hut haben“.<sup>231</sup> Es scheint nicht einmal für die nächsten Angehörigen eindeutig zu sein, wie fest der Glaube im Leben der nächsten Generation verankert ist, wenn offensichtlich fromme Handlungen im Alltag kaum noch stattfinden, die Bedeutung der Kasualien für wesentliche Lebensstationen aber ungebrochen scheint.

### *Nichtglauben*

Zumeist wurde fehlender Glauben durch den Mangel an familiärer Prägung erklärt.<sup>232</sup> Ein Fleischer erzählte mir beim Dorffest in Dorf A, dass er mit der Kirche „nichts am Hut

habe“. Er hätte da von zuhause gar nichts mitbekommen. Sein Onkel sei dagegen sehr christlich. Der würde immer „solche Plakate“ aufhängen. Warum es zu der Spaltung in der Familie kam, konnte oder wollte er nicht erklären.<sup>233</sup> Eine Frau beim Dorffest in Dorf B, deren Tochter in eine evangelische Schule geht, erzählte mir, dass schon ihre Eltern nicht mehr kirchlich waren. In ihrer Jugend seien die Kinder belächelt worden, die in die Kirche gingen.<sup>234</sup>

Ein Pfarrer sagte resigniert zu mir: „Glauben vererbt sich eben nicht. Die DDR hat da viel Schaden angerichtet. In der Mehrzahl können die Leute mit Glauben nichts mehr anfangen.“<sup>235</sup> Frau E. erzählte vom Gemeindefest, das es nicht mehr geben würde. In Dorf B wollte man ein eigenes Fest bewahren, obwohl die Idee bestand, es immer reihum gehen zu lassen. Doch dann seien immer weniger gekommen. Der Wunsch nach Eigenständigkeit der Gemeinde wird vom mangelnden Interesse an kirchlichen Veranstaltungen bei einem großen Teil der Dorfbewölkerung unterwandert. Auf meine Frage, warum es in Dorf B so schwierig sei, Menschen zu motivieren, antwortete sie: „Die meisten halten die Kirche nur für so eine Art Märchenland“.<sup>236</sup>

Wie groß und unüberwindbar letztlich die Kluft zwischen den Weltbildern sein kann, illustriert folgende Begegnung. Ein kirchenfernes Mitglied aus dem Heimatverein von Dorf B erklärte mir: „Nach dem Zweiten Weltkrieg, da kamen die Leute von der Front. Da hat doch keiner mehr ernsthaft an einen lieben Gott geglaubt.“ Die Mondlandung habe schließlich bewiesen, „dass es da oben keinen Heini gibt“. Weiter meinte er, dass die Kirche vor Ort noch 20 Jahre habe. „Um die Kirchengebäude können sich dann

evangelischen Christen von hoher Bedeutung, doch deutlich ist der Rückgang der Teilnahme am Abendmahl nach-57  
 zuvollziehen. Hölischer, Lucian (Hg.): Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg. Band 2. Osten. Berlin, New York 2001. Paul Drews rekonstruiert anhand statistischer Daten einen Rückgang der Kommunikanten in Sachsen bereits im 18. Jahrhundert und schließt daraus, dass das Sakrament für viele seine Bedeutung verloren hatte. Drews, Paul: Der Rückgang der Kommunikanten in Sachsen. Eine geschichtliche Studie über kirchliche Sitte. [1900], in: Drews, Paul:

die Heimatvereine kümmern. Es sind nun mal historische Orte. Die Kirche gehört zur Geschichte wie der Adolf Hitler, dazu muss man stehen.“<sup>237</sup> Die Tochter dieses Mannes erzählte, dass sie als Kind in die Kirche ging, in der Gemeinde Flöte gelernt und am Krippenspiel teilgenommen habe. Richtig daran glauben konnte sie aber nicht. Später war sie dann auf der Parteischule. Doch irgendwann habe sie sich gesagt: „Lasst mich doch alle in Ruhe, letztlich ist doch jeder für sich alleine verantwortlich.“<sup>238</sup> Politische Ideologie und Glauben werden in der Schilderung dieser Frau als gleichrangige und inakzeptable Deutungsangebote dargestellt.

Aber auch schwere Lebenserfahrungen werden als Grund für Nichtglauben angeführt. Der unterschiedliche Umgang mit Krisen durchzieht dabei nicht nur die Dorfgemeinschaft, sondern auch Familien. So seien ihre Enkelinnen nach dem frühen Tod der Mutter ganz vom Glauben abgefallen. Sie fühlten sich von Gott verlassen, erzählte mir Frau W. aus Dorf C. Wie ich weiter erfuhr, musste ein Psychologe eingeschaltet werden. Psychologie leistete bessere Dienste als die Seelsorge, die in diesem Trauerfall nur beschränkt möglich war, weil er in eine Vakanz fiel.

#### *Zwischenergebnis: Kirche als Glauben*

Es fällt im Allgemeinen nicht leicht, in Alltagssituationen über den Glauben zu reden. Erschwerend wirkt dabei zusätzlich die Forschungssituation und die Distanz zur Forscherin. Dennoch erlaubten die teilnehmende Beobachtung und Gespräche Einblicke in Glauben und Frömmigkeit der Menschen in den Dörfern. Ein „Grundgottvertrauen“ scheint weit verbreitet, das

jedoch weitestgehend abgekoppelt von christlichen Lehren existieren kann. Eine besondere Bedeutung liegt auf dem Totengedenken und lebensbegleitenden Ritualen. Sorgen über das Ausbleiben der Jugend lässt momentan bei Kirchenvorständen, Gemeindegliedern und kirchlichen Mitarbeitern eine besondere Aufmerksamkeit entstehen, die nach Wegen sucht und letztlich als gemeinsames Projekt verstanden werden könnte. Der Mangel an familiärer Prägung wird als Hauptgrund für einen fehlenden Glauben angegeben. Mögliche andere Glaubensvorstellungen wurden in dieser Studie nicht ermittelt. Ausschlaggebend war die Selbstdarstellung der Akteure, die von sich sagten, dass sie „daran“ nicht glauben oder auch „mit der Kirche nichts am Hut haben“ – eine häufig verwendete Formulierung. Letztlich war es erstaunlich, wie offen viele trotz der begrenzten Feldforschungssituation über Glaubensfragen sprachen. Das „Thema Kirche“ hat nach wie vor das Potenzial eines Begegnungsfeldes für unterschiedliche und vielfältige Bevölkerungsgruppen. Selbst wenn kaum religiöse Erfahrungen vorliegen, besteht Redebedarf zu Dingen, die über alltägliche Routinen und das Sichtbare hinausweisen.

58 Religiöse Volkskunde und religiöse Psychologie (Praktische Theologie in Geschichte und Gegenwart 20), hg. von Andreas Kubik, Tübingen 2016, S. 105-120. Köhle-Hezinger beschreibt den Prozess des Rückgangs der Abendmahls- teilnahme vor dem Hintergrund der Entkirchlichung, die sich bereits im 18. Jahrhundert anbahnte als Entwicklung von der „Muss-Norm“ zur „Soll-Norm“ bis hin zur „Kann-Form“. Köhle-Hezinger, Christel: Abendmahl als Gesetz, in: Josuttis, Manfred/Martin, Gerhard M. (Hg.): Das heilige Essen. Kulturwissenschaftliche Beiträge zum Verständnis des Abendmahls. Stuttgart 1980, S. 69-81, hier S. 80-81. | 225 Gespräch mit Frau U. aus Dorf A am 21.05.2016.



## DER LANGE ATEM DER DDR

*Konfirmation und/oder Jugendweihe*

Wie oben bereits angesprochen, werden wesentliche Ursachen für den Rückgang der Gemeindegliederzahlen in der Kirchenfeindlichkeit der DDR gesehen. Mehrfach hörte ich Geschichten von Zerreißproben, vor die bereits Jugendliche hinsichtlich der Entscheidung zwischen Jugendweihe oder Konfirmation gestellt wurden. Frau E. erzählt, dass ihre Tochter in ihrem Schuljahrgang die einzige Konfirmandin im Ort war und „ordentlich Probleme“ bekommen habe. Zur „Wende“, erzählte sie weiter, habe die Lehrerin aus dem Nachbardorf an der Ecke gestanden und fotografiert, wer zur Kirche ging.<sup>239</sup> Ein Mitglied des Heimatvereins in Dorf B erinnerte sich an „mächtigen Druck, den es auf die Familie gegeben hat“, als er sich konfirmieren ließ.<sup>240</sup> Viele ließen sich auf einen Kompromiss ein, machten die Jugendweihe und feierten ein Jahr später Konfirmation, wie mir Frau F. aus Dorf B erklärt.<sup>241</sup> Der ehemalige Pfarrer aus Dorf B erinnert sich, dass die Entscheidung zwischen Jugendweihe und Konfirmation schon getroffen war und es zu seiner Zeit im Dorf ab Mitte der 1980er Jahre keinen mehr gab, der nur konfirmiert wurde.<sup>242</sup> Herr Z. aus Dorf A entschied sich für die Jugendweihe, weil er keine Zeit hatte, zur Konfirmandenstunde zu gehen und dieser Weg unproblematischer war. Viel später, die DDR war schon Geschichte, erkrankte er schwer, fand im christlichen Glauben Hilfe und holte die versäumte Konfirmation als Erwachsener nach. Heute gehört er zu den Aktivsten in der Kirchengemeinde.

*Kirchenaustritte und Kirchenzugehörigkeit*

Beim Dorffest in Dorf A erzählte mir eine Frau, dass sie als Kind zur Pfarrstunde ging und auch konfirmiert wurde, sich aber nicht weiter um die Kirche kümmerte. Als sie dann zum Institut für Lehrerbildung nach Leipzig ging, musste sie sich entscheiden. Auf dem Weg zur Immatrikulation gingen alle durch einen Raum zur Anmeldung. Dort fragte ein Notar, ob sie zur Kirche gehöre. Als sie das bejahte, erklärte er ihr: „Wenn sie jetzt nicht notariell bestätigt austreten, brauchen sie nicht zur Immatrikulation gehen.“ Und da sie seit der Pfarrstunde nicht mehr in der Kirche war, ist sie ausgetreten. Einige Tage später begegnete sie dem Pfarrer und der grüßte nicht mehr. Da wusste sie, dass der Austritt angekommen war. Meine Frage, ob sie mal wieder eintreten wolle, verneinte sie.<sup>243</sup> Ein Mann in Dorf A erzählte mir, dass seine Frau in der Kirche war und er lange Kirchensteuern für sie zahlte. Er selber ging zur Armee und hatte sich entschieden: „Entweder schießen oder beten. Beides zusammen geht nicht.“<sup>244</sup> Es erstaunte, wie emotionslos die Gesprächspartner von ihren Kirchenaustritten sprachen, so als sei schon zu diesem Zeitpunkt nicht mehr viel Verbundenheit da gewesen.

Ein Gemeindeglied aus Dorf A2 erklärte, dass er von einem Betrieb zur LPG gewechselt sei, weil man ihn da mit seinem Glauben in Ruhe ließ.<sup>245</sup> Herr T. erzählte sehr lebhaft von der Konkurrenz zwischen SED-Genossen und CDU-Mitgliedern in der LPG von Dorf B. Seit Ende der 1950er Jahre stand die Kirche zunehmend unter Druck. Die neue LPG-Leitung machte christlichen Mitarbeitern Stress. Viele waren, um Ruhe vor An-

226 Gespräch beim Dorffest in Dorf B am 14.08.2016. | 227 Gespräch mit Herrn M. aus Dorf C1 am 06.01.2016. 59

228 Gespräch mit der Bürgermeisterin von Dorf C am 15.12.2016. | 229 Gespräch mit Frau H. aus Dorf C bei der Kirchenbesichtigung am 01.10.2016. | 230 Gespräch mit Herrn und Frau B. aus Dorf C am 29.11.2016. | 231 Gespräch mit Frau E. und Frau S. aus Dorf B am 13.08.2016. | 232 Z. B. Gespräch mit Frau beim Dorffest in Dorf A am 04.06.2016. | 233 Gespräch beim Dorffest in Dorf A am 04.06.2016. | 234 Gespräch beim Dorffest in Dorf B am 13.08.2016. | 235 Gespräch mit Vertretungspfarrer beim Dorffest in Dorf A am 04.06.2016. | 236 Gespräch beim Dorffest in

werbungen durch die SED zu haben, in die CDU eingetreten. Die CDU-Bauern waren immer ein bisschen besser als die SED-Mitarbeiter. Das spiegelte sich sogar in der Ausstattung der Feste wider. In der Gemeindevertretung waren zahlenmäßig mehr CDU-Mitglieder als SED-Genossen.<sup>246</sup> Die Zugehörigkeit zur CDU wäre bei vielen ein „Durchlavieren“ gewesen und hätte weniger mit Haltung zu tun gehabt, erinnerte sich ein ehemaliger Pfarrer, der einst in Dorf B lebte. Angst bestimmte das Zusammenleben, erzählte er. 1989 hätten sich in Dorf B nur wenige zum Friedensgebet getraut und am 7. Oktober des Jahres herrschte ein Gefühl, als bräche gleich Bürgerkrieg aus. Dorf B sei „rot“ gewesen.<sup>247</sup> Dagegen meint ein Mitglied des Heimatvereins, es sei nicht „roter“ gewesen als andere.<sup>248</sup> Herr L. aus Dorf A1 erinnert sich an eine Kluft, die das Dorf durchzog, weil sich hier eine Zentralschule der Kampfgruppe befand. Dennoch gab es Familien, die traditionell zur Kirche standen.

### „Nach-Wende“-Erfahrungen

Geschichten vom Verhalten gegenüber der Kirche vor und nach der „Wende“ sind in den untersuchten Dörfern bekannt und gehören zur Lebenserfahrung aller Bürger der ehemaligen DDR. Zu DDR-Zeiten hätten einige die Kirche von Dorf A1 am liebsten zum Getreidespeicher umfunktioniert, erinnerte sich Herr L. Nach der „Wende“ kamen sie dann an und interessierten sich für die Sanierung.<sup>249</sup> In Dorf B erfuhr ich von der sprunghaften Zunahme der Konfirmationen im Jahr 1990. Neunzig Konfirmanten hatte man auf einmal. Viele Bewohner traten in die Kirche ein. Doch mit der ersten Steuererklärung traten genauso viele wieder aus.<sup>250</sup> Herr T. meinte, er habe sich

mehr erhofft von der Bedeutung der Kirche seit der Wiedervereinigung. Diese habe nur „ganz zaghaft“ zugenommen.<sup>251</sup> Mir wurde in Dorf A und B zudem angedeutet, in welchen Vereinen sich „ehemalige Genossen“ heute bevorzugt engagieren. Das galt auch als Grund für eine mangelnde Bereitschaft der Kooperation mit der Kirchengemeinde.

Aber auch Erlebnisse der Überwindung von Fremdheit gehören zu den Erfahrungen im Miteinander: Der ehemalige Pfarrer, der einst Dorf C mit betreute, erwähnte, dass sich die Gemeinde in politischen Dingen zurückhielt, er aber gerade von Nichtchristen viel Hilfe bezüglich des Kirchenbaus erhielt.<sup>252</sup>

Eine Frau aus Dorf A erzählte lebhaft, dass sie christlich ist, getauft und konfirmiert wurde. Auch ihre Tochter ist getauft und konfirmiert, gegen den Willen ihres Mannes, der „aus ganz roten Verhältnissen war. Mit dem Schwiegervater gab es 30 Jahre lang Krieg.“ Sie wollte damals unbedingt kirchlich heiraten. Später ging ihr Mann mit in die Kirche.<sup>253</sup>

### Zwischenergebnis: Der lange Atem der DDR

Das Datenmaterial legt die Vermutung nahe, dass Verletzungen und Schuldgefühle angesichts der Jahre in der DDR das Gemeindeleben noch immer massiv beherrschen. Es besteht ein Wissen im Dorf, wer sich früher wie verhielt. Brüche in den Biografien müssen anerkannt, gerechtfertigt oder auch verdrängt werden. Kircheng Zugehörigkeit oder Kirchenferne sind Teil eines vielschichtigen und komplizierten Bewertungssystems. Es ergab sich in der Forschung der Eindruck, dass das Dorf- und speziell das Gemein-

60 Dorf B am 13.08.2016. | 237 Gespräch mit Herrn D. beim Dorffest in Dorf B am 13.08.2016. | 238 Gespräch beim Dorffest in Dorf B am 13.08.2016. | 239 Gespräch mit Frau E. aus Dorf B am 13.08.2016. | 240 Gespräch im Rahmen des Dorffestes in Dorf B bei der Besichtigung der Räume des Heimatvereins. | 241 Gespräch mit Frau F. in Dorf B im Rahmen des Dorffestes am 12.08.2016. | 242 Gespräch mit ehemaligem Pfarrer von Dorf B am 21.09.2016. | 243 Gespräch beim Dorffest in Dorf A am 04.06.2016. | 244 Gespräch beim Dorffest in Dorf A am 05.06.2016. | 245 Gespräch nach dem Gottesdienst in Dorf A2 am 22.05.2016. | 246 Gespräch mit Herrn T. aus Dorf B am

deleben bis heute von der Bewältigung der Konflikte, die sich aus vierzig Jahren DDR-Geschichte ergaben, geprägt sind. Meidungsstrategien, die sich auch auf das Engagement in der Gemeinde auswirken, können Konflikte verhindern. Blockaden im Miteinander lösen sie sicherlich nicht.

Die Kirche, die in diesem Spannungsfeld ein wichtiger Akteur ist, sollte ein Podium bieten, um nach bald drei Jahrzehnten diese sensiblen Fragen anzusprechen und eine wirkliche Versöhnung anzustreben, die möglicherweise dem Gemeindeleben eine neue Dynamik verleihen könnte.

### - Zusammenfassung -

Die erhobenen Daten zeichnen ein vielschichtiges, teilweise widersprüchliches und komplexes Bild der Bedeutung von Kirche im ländlichen Raum und zeugen von der Heterogenität der Bevölkerung auf dem Land. Jedes der untersuchten Dörfer betonte, abhängig von seiner Geschichte, eine Rolle der Kirche besonders. Dorf A sah in ihr einen Akteur im Netz reziproker Beziehungen. Für viele in Dorf B erfüllte sie die Funktion der Wahrerin von Tradition. Und in Dorf C bildete sie das Zentrum der Suche nach Gemeinschaft mit Anderen und mit den Verstorbenen. Am Bild der Kirche spiegeln sich wie in einem Brennglas die besonderen Problemlagen im Dorf wider.

Angesichts schmerzhafter Konflikte um Gemeindegemeinschaften galt es in Dorf A nun besonders, ein Miteinander zu finden, in dem sich keiner übervorteilt fühlt. In Dorf B suchte man nach der lokalen Bedeutung in der Tradition, die durch die Zerstörung des Rittergutes und den jüngsten Verlust des Pfarrsitzes bis heute bedroht scheint. Dorf C fehlt der Zusammenhalt, der nach dem Verlust der Funktion als Feriendorf und angesichts mangelnder Treffpunkte noch schwieriger aufrecht zu erhalten ist. Es zeigt sich, wie eng Kirche mit dem lokalen Kontext verknüpft ist. Sie kann daher lokale Problemlagen zusätzlich verschärfen. Ihr wird aber auch das Potenzial zugesprochen, diese zu lösen. Kirche

könnte, wenn sie den Erwartungen der Akteure vor Ort voll entspräche, im Fall von Dorf A für Gerechtigkeit und Wertschätzung stehen, in Dorf B für Sicherheit und Kontinuität im Wandel und im Fall von Dorf C für eine lebendige Gemeinschaft. Punktuell und temporär kann sie diesen Ansprüchen in jedem Ort gerecht werden. Dennoch ist sie auch ein Teil der Verlustzählungen, die die Weltwahrnehmung in den Dörfern seit dem gesellschaftlichen Umbruch von 1989 prägen.

Die Themen des Feldes zeigen, welcher unerschöpflicher Diskursgegenstand Kirche nach wie vor ist. Auch wenn ich im Feld Menschen begegnete, die nur wenig zur Kirche sagen konnten, traf man ebenso viele, die sich viele Gedanken dazu machen. Deutlich wurde, dass ländliche Gemeinden im Vergleich zu Gemeinden in den Städten sehr viel mehr Eigeninitiative aufbringen müssen, um geistliches Leben vor Ort zu gestalten. Wer das Land mit kirchlichen und kulturellen Aktivitäten erfüllen will, muss in einem stärkeren Maße selbst tätig werden, als ein Stadtbewohner, der vor allem in größeren Städten auch ohne eigenes Zutun ein geistliches und kulturelles Angebot nutzen kann. Bewohner des ländlichen Raumes können daher hinsichtlich ihres zivilgesellschaftlichen Engagements Vorbildwirkung entfalten. Die Stadt sollte hier vom Land lernen. Ländliche Lebensweise ist daher

nicht aus der Perspektive der Stadt als traditioneller oder gar rückschrittlicher zu beurteilen, sondern als eigene Qualität in der Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der Zeit.

Es gibt Probleme, die mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Region, mit Bevölkerungsrückgang und Strukturschwäche zusammenhängen, bei denen kirchliche Einrichtungen nur geringfügige Möglichkeiten besitzen, entgegenzuwirken. Verkräftet werden muss auch die durch die DDR verschärfte Entkirchlichung. Diese ist in den untersuchten Dörfern, in denen eine Kirchenmitgliedschaft von ca. 30% (evangelisch-lutherisch) vorliegt, nicht in dem Ausmaß vorangeschritten wie in anderen ostdeutschen Regionen.<sup>254</sup> Der Entkirchlichung und dem Bedeutungsverlust der Kirchgemeinden steht die Bedürftigkeit vieler Dörfer nach sinnstiftender Gemeinschaftsbildung entgegen.

Als Ort und Zeit der Begegnung und Anlass gemeinschaftsstiftender Aktionen stehen noch immer die kirchlichen Gebäude im Mittelpunkt. Es zeigte sich, wie wichtig neben den Kirchen auch Pfarrhäuser und Gemeinderäume sein können. Gebäude und ihre Ausstattung geben auch Kirchenfernen die Möglichkeit, sich mit den „Dingen des Glaubens“ zu befassen und die Grenzen, die zwischen Christen und Nichtchristen bestehen, zu überwinden. Lokale Identität kann von größerer Bedeutung sein als die religiöse Identität, wenn man die Bedeutung des eigenen Lebensmittelpunktes durch Ungleichbehandlung bedroht sieht. Es zeigte sich, dass Zeit mit der Familie oder zur Erholungen bei vielen einen höheren Stellenwert einnimmt als die Zeit der Religionsausübung im Gottesdienst. Geht man nur selten in den

Gottesdienst, ist das meist mit einer hohen Erwartungshaltung an ein besonders ergreifendes Ereignis verbunden.

Als zentral für das Funktionieren der Gemeinden wird das gute Verhältnis zum Pfarrer bewertet. Das ergibt sich dann, wenn der Pfarrer auf die Menschen zugeht, ihnen das Gefühl vermittelt, für sie da zu sein und das ehrenamtliche Engagement sowie andere dörfliche Aktivitäten wertschätzt. Angesichts sich weiter vergrößernder Verantwortlichkeitsgebiete ergab sich der Eindruck, dass die zentrale Bedeutung des Pfarrers noch zunehmen wird, denn die vielen zusammengefassten Gemeinden benötigen eine Identifikationsfigur über die Dorfgrenzen hinweg. Kirchenvorstände sind notwendig, um das Gemeindeleben vor Ort zu garantieren. Die existierenden kirchlichen Strukturen in den Kirchenvorständen ermöglichen es, wertvolle Erfahrungen im Ehrenamt zu sammeln, die auch in anderen lebensweltlichen Zusammenhängen hilfreich sein können. Ehrenamtliche sind im zivilgesellschaftlichen Ringen um verantwortungsvolle Bürger eine wertvolle Ressource, deren Engagement alles andere als selbstverständlich ist.

Über Glauben wurde im Feld wenig geredet. Wenn das Thema darauf kam, bezog er sich vor allem auf Gott allein, ohne Jesus Christus oder den Heiligen Geist besonders hervorzuheben. Weiterhin wurden Fragen zur Weiterexistenz nach dem Tod erörtert. Fasst man die in der Studie aufgeführten Aspekte der Frömmigkeit zusammen, ergibt sich doch eine nicht gering zu schätzende Zahl: Lebenszeit-Rituale, Jahresfeste, Läuteordnung, Männerkreis, Arbeiten an den Gebäuden, Kirche putzen und schmücken, Friedhofspflege, Christenlehre, Konfirmandenstunde, Geburtstags- und Krankenbe-

62 254 Am niedrigsten ist sie in Sachsen-Anhalt, wo der Anteil an Mitgliedern der evangelischen und der katholischen Kirche an der Gesamtbevölkerung bei 17% liegt. Domsgen, Michael/Steinhäuser, Ekkehard: Alte und neue Herausforderungen im ländlichen Raum. Einführende Überlegungen in praktisch-theologischer Perspektive am Beispiel Sachsen-Anhalts, in: Dies. (Hg.): Identitätsraum Dorf. Religiöse Bildung in der Peripherie. Leipzig 2015, S. 14f.

suche, Tischgebete, zur Ruhe kommen in der Kirche, Singen im Chor. Die Emotionalität des Glaubens kam in Erzählungen von ergreifenden Momenten im Bezug zur religiösen Praxis zum Ausdruck, die einen vorsichtigen Einblick in die innere Verfasstheit der Gesprächspartner erlaubten. Im Reden über Glauben kamen intime und verletzte Seiten der Menschen zum Vorschein, die nur bedingt in die Öffentlichkeit gehören.

Da öffentliches Reden über Glaubensfragen sensible Themen berührt und darüber hinaus theologisches Wissen voraussetzt, sahen meine Gesprächspartner vor allem beim Pfarrer die Aufgabe der aktiven Glaubensvermittlung. Ihre eigene Rolle bei der Weitergabe des Glaubens erkannten sie im Vorleben christlicher Werte.

Eine große Aufgabe für die Kirchen als Orte der Versöhnung und Vermittlung könnte in der Aufarbeitung der gegenseitigen Verletzungen aus den Zeiten der DDR und der Nachwendezeit in den Dörfern liegen. Im gegenseitigen Wissen um die Vergangenheit und die politische Einstellung des Anderen liegen Ursachen für nach wie vor wirksame Blockaden, die ein aktives und erfreuliches Gemeinde- und Dorfleben behindern.

Hinsichtlich der Zukunft der Kirche auf dem Land fiel eine gewisse Ratlosigkeit, teilweise auch Resignation auf. Während der Grund für den Rückgang kirchlichen Lebens seitens der Hauptamtlichen in der Dynamik der Gemeinden gesehen wurde, suchten die Gemeindeglieder diesen in der Verantwortung der Kirchenleitung, die immer mehr Pfarrstellen abbaut. Es stellt sich die Frage, wer ist verantwortlich für anhaltende Schrumpfungsprozesse? Die Gemeinden, die immer kleiner werden, oder die

Kirchenverwaltung, die nach Sicht vieler meiner Gesprächspartner an der falschen Stelle spart und damit den Rückgang noch befördert? Wessen Gemeindebild kommt bei Entscheidungen letztlich zum Tragen? Das der Kirchenleitung, die die Gemeinde in der Pflicht sieht oder das der Gemeinde, die im Pfarrer die zentrale Figur für den Gemeindeaufbau erkennt?

Es fehlt eine Vision, die den Kirchgemeinden auf dem Land eine überzeugende Perspektive vermittelt, die Schrumpfungprozessen glaubhaft entgegenwirkt und die bleibende Bedeutung der Kirche für die Dorfentwicklung betont. Das Gefühl, durch das Engagement den Verfall des kirchlichen Lebens auf dem Land nur leicht auszubremsen, aber letztlich nicht mehr aufhalten zu können, kann insgesamt als wenig motivierend eingeschätzt werden. Die Strukturplanungen der Kirchenverwaltung wurden fast ausschließlich kritisch bewertet.

Es gibt Tatsachen, die sind nicht zu ändern, wie der Bevölkerungsrückgang, die immer älter werdende Gesamtbevölkerung und die hohe Mobilität. Doch es gibt auch Probleme, die bearbeitet werden können, um dem erwarteten Rückgang der Gemeindegliederzahlen bewusst etwas entgegenzusetzen:

1. Dörfliches Leben sollte bei Strukturplanungen in seiner eigenen Qualität der Vergesellschaftung nicht nach städtischen Maßstäben bewertet werden. Der Umgang mit denen, die nicht dem Ruf der urbanen Zentren folgen und auf dem Land leben wollen, sollte nicht als Verwaltung des Mangels betrachtet werden, sondern als besondere seelsorgerliche Aufgabe.<sup>255</sup>

2. Die jeweilige lokale Kultur sollte weniger nach ihren Schwächen, sondern nach ihren Stärken befragt werden. Z. B.: Warum funktioniert hier der Erntedankgottesdienst? Wie wird das schöne Dorffest organisiert? Warum wird der Männerkreis so angefragt? Wie gelang die Sanierung der Kirche? So entsteht Selbstsicherheit als Voraussetzung dafür, dass man unbefangen auf andere Gemeinden zugehen kann, ohne das Gefühl zu erhalten etwas zu verlieren.
  3. Es bedarf einer besseren Vorbereitung angehender Pfarrerinnen und Pfarrer auf die Arbeit in ländlichen Räumen.
  4. Es könnte eine „Anlaufstelle für unglückliche Gemeinden“ eingerichtet werden, damit sich z. B. im Fall einer anstrengenden Vakanz-Situation nicht noch weitere Gemeindeglieder zurückziehen.
  5. Ehrenamtliches Engagement sollte in den Kirchengemeinden nicht als selbstverständlich gelten und eine hohe Wertschätzung erfahren.
  6. Der Rückgang des Gemeindelebens in den Dörfern muss offen als Problem von Pfarrern, Gemeindegliedern und Kirchenleitung angesprochen werden. Die Studie zeigte, welche vielfältigen Gründe dafür angeführt werden können. Gemeinsam sollte eine ehrliche Problemanalyse – möglicherweise auch durch einen Mediator betreut – erfolgen, als Voraussetzung für die Entwicklung einer gemeinsamen Vision.
1. Ist die evangelische Konfession letztlich derart als soziale Dimension zu begreifen, dass sie mit den Schrumpfungsprozessen einfach mitschrumpft. Kann sie keine eigene Dynamik entwickeln, die über den kurz- bis mittelfristigen gesellschaftlichen Veränderungen steht?
  2. Fügt sich die Kirche den seit Jahrhunderten gewachsenen Erwartungen der Gemeinden oder haben sich die Gemeinden der Kirche anzupassen? Wer prägt hier wen? Die Menschen vor Ort ihren Pfarrer und die Kirchenleitung oder Pfarrer und Kirchenleitung die Menschen?
  3. Je selbstständiger die Gemeinden werden, um so freier werden sie auch mit der evangelischen Lehre umgehen. Die dokumentierte Bedeutung der Engel im Bezug zur Bestattungskultur, die Betonung des Totengedenkens oder auch die apotropäische Funktion des Gottesdienstbesuches am Heiligen Abend könnten Hinweise darauf geben. Wie weit idealisieren Strukturplanungen<sup>256</sup>, die von einer zunehmend eigenverantwortlichen Arbeit der Gemeinden ausgehen, die christliche Bildung der Gemeindeglieder?

Am Ende der Studie bedanke ich mich bei allen Menschen, denen ich in den Dörfern begegnen durfte, die mich mit großer Gastfreundlichkeit aufnahmen, mir bereitwillig von ihrem Leben erzählten und viele Anregungen für die Studie mit auf den Weg gaben. Sie haben es verdient, dass ihr Leben in den Dörfern und Kirchengemeinden von einer gemeinschaftlich entwickelten Zukunftsperspektive getragen wird.

Am Ende der Feldforschung blieben Fragen, die nicht beantwortet werden konnten und zur Diskussion anregen könnten:

---

# „ABER KIRCHE UND GOTT SIND JA AUCH ZWEI SACHEN“

## *Religiosität zwischen normativem Anspruch und (land)kirchlicher Wirklichkeit*

von Kathrin Mette und Dirk Martin Mütze

---

### NORM UND WIRKLICHKEIT

---

Wenn das theologisch geschulte Leitungspersonal der Organisation Kirche, wenn also Pfarrerrinnen, Superintendenten oder Oberlandeskirchenräte das christliche Gemeindeleben in ihrem Zuständigkeitsbereich reflektieren, legen sie üblicherweise ein ganz bestimmtes normatives Verständnis von „Kirche“ zugrunde. Als Referenz für solche ekklesiologischen Normbegriffe können unterschiedliche biblische oder dogmatische Vorstellungen fungieren, doch spielt in diesem Zusammenhang meist das reformatorische Verständnis von Kirche im Sinne einer religiös-kultischen Vergemeinschaftung der Gläubigen<sup>1</sup> eine Rolle. Inhaltlich rekurriert dieses Verständnis auf den siebensten Artikel der Confessio Augustana, dem zufolge die Kirche „die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden“ (Augsburger Bekenntnis, 1530, Artikel 7). In dieser, auf Einsichten Luthers aufbauenden Formulierung, ist die Kirche erstens als eine Vergemeinschaftung der gläubigen Individuen bestimmt, die zweitens strikt von der Rechtfertigung dieser Individuen her gedacht ist, und zwar, insofern als diese Gemeinschaft darin ihren Zweck hat, diesen Glauben mittels der Verkündigung des

Evangeliums und der Spendung der Sakramente zu vermitteln. In diesem Sinn ist sie eine kultische Vergemeinschaftung. Diesem Verständnis von Kirche lässt sich drittens jede lokal begrenzte religiös-kultische Gemeinschaft zuordnen, wie zugleich deren gedankliche Überschreitung auf die weltweite Gemeinschaft der Gläubigen auch immer schon mitgesetzt ist. Versucht man, viertens, die bei Luther zu findende Rede von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche mit dem ekklesiologischen Gehalt von CA VII ins Verhältnis zu setzen, wird man urteilen, dass dieser Artikel beides zur Geltung bringt. Sichtbar ist die Kirche von CA VII, weil sie nicht ohne sichtbaren Kult, also den Gottesdienst mit Predigt und Abendmahl zu denken ist.<sup>2</sup> Unsichtbar ist sie, insofern es dennoch verborgen bleiben muss, ob die Verkündigung des Evangeliums in Predigt und Sakrament bei denen, die sie empfangen, tatsächlich jenen Glauben hervorbringt, die für die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen konstitutiv ist. Fünftens lässt dieser Kirchenbegriff zunächst alle Fragen nach Ämtern oder inneren Ordnungsprinzipien dieser religiös-kultischen Gemeinschaft außen vor, auch wenn die Rede von der reinen Predigt und evangeliumsgemäßen Spendung der Sakramente entsprechende Klärungen

---

1 Zur Begrifflichkeit siehe Barth, Ulrich: Das gebrochene Verhältnis zur Reformation. Bemerkungen zur Luther-65 Deutung Albrecht Ritschls, in: Ders.: Aufgeklärter Protestantismus, Tübingen 2004, S. 125-146, hier S. 139. | 2 Die Verkündigung des Evangeliums und die Sakramente sind nach Luther die „Zeichen, dabei man äußerlich merken kann, wo dieselbe Kirche in der Welt ist“. WA 6, 301. Vgl. auch Ritschl, Albrecht: Ueber die Begriffe: sichtbare und unsichtbare Kirche, in: Theologische Studien und Kritiken Bd. 32, 1895, S.189-226, hier S. 199.

zu implizieren scheinen. Konstitutiv für das Kirchenverständnis von CA VII ist derlei aber offenbar nicht.<sup>3</sup>

Den Ausgangspunkt für die von Juliane Stückrad vorgelegte Feldstudie in verschiedenen Dörfern Nordsachsens bildete ein Unbehagen. Die Initiatorinnen und Initiatoren der Studie waren unsicher, ob die bei Pfarnerinnen, Gemeindepädagogen und Strukturkommissionen präsenten theologischen Leitbilder von Kirche im Allgemeinen, das eben kurz skizzierte Kirchenverständnis im Sinne einer religiös-kultischen Glaubensvergemeinschaftung im Besonderen bei den Menschen vor Ort (sowohl Kirchenmitgliedern als auch konfessionell ungebundenen Personen) eine bedeutsame Rolle spielt bzw. überhaupt relevant ist. Es stand die Vermutung im Raum, dass mit dem Begriff „Kirche“ primär ganz andere Bedeutungen aufgerufen werden als die theologische.

Dieses Unbehagen hat sich tendenziell bestätigt. Betrachtet man die Ergebnisse der Studie und vergleicht sie mit dem oben skizzierten theologischen Kirchenbegriff, stellen sich gleich mehrere Irritationen ein. Grundlegend fällt zunächst auf, dass die Wahrnehmung von „Kirche“ bei den befragten Personen massiv durch die lokalen mit dem Thema verbundenen Gegebenheiten (also konkrete Personen, Gebäude, Erfahrungen) geprägt ist, wobei das örtliche Kirchgebäude eine alles überragende Bedeutung spielt. Der Akzent liegt beim eben Gesagten zum einen auf den Gegebenheiten, zum anderen aber auch auf dem lokalen Charakter der Gegebenheiten. Dass „Kirche“ (zumindest im Sinne von CA VII) eine immer auch die Grenzen der konkreten Gemeinschaft an einem bestimmten Ort

und zu einer bestimmten Zeit überschreitende Größe ist (das ist ihre „Katholizität“), gerät bei den Befragten kaum in den Blick. Gleiches gilt für die in CA VII präsente Erkenntnis, dass die Kirche der äußerlichen Betrachtung notwendig verborgen sein muss, und zwar insofern diese als Versammlung der Gläubigen bestimmt ist, Glauben aber nicht zu den beobacht- oder überprüfbaren Tatbeständen zählt.

Die zweite Irritation betrifft die Einsicht, in welchem starkem Maße die Wahrnehmung von „Kirche“ von (im weitesten Sinn) sozialen Gesichtspunkten dominiert wird, die zunächst nichts mit religiösen Aspekten oder gar der Kommunikation des Evangeliums in Wort und Sakrament zu tun haben.<sup>4</sup> Dies zeigt sich etwa daran, dass sich der „lange Atem der DDR“<sup>5</sup> für die Wahrnehmung von Kirche nach wie vor als bedeutsam erweist. Es zeigt sich aber insbesondere an den von der Feldstudie herausgearbeiteten Funktionen, die der Kirche im Sinne einer lokal agierenden Organisation implizit oder explizit zugewiesen werden.<sup>6</sup> In Dorf A wird die Kirchengemeinde vor Ort als Interaktionspartnerin an der Schnittstelle zwischen persönlichem Einsatz und öffentlicher Anerkennung betrachtet. In Dorf B besteht ihre Funktion maßgeblich darin, das Kirchgebäude als Symbol der an anderen Stellen weggebrochenen Tradition zu bewahren. In Dorf C steht die Frage nach der gemeinschaftsstiftenden Kraft der Kirchengemeinde im Vordergrund.

Die Beobachtung von der Dominanz der sozialen Perspektive auf die Kirche wird dadurch verstärkt, dass sie sogar dann durchschlagen kann, wenn die Gesprächspartner sich explizit mit der Kirche im Sinne einer

**3** Natürlich gebe es noch mehr zu CA VII zu sagen, zum „rein“ und „laut dem Evangelium“, auch zum Bezug von CA VII zu CA VIII. Diese Aspekte betreffen aber v.a. das Bemühen der CA, die reformatorische Bewegung als Bewegung innerhalb der katholischen Kirche zu verstehen und gleichzeitig ihre Kritik an bestimmten Missständen aufrecht zu erhalten. Für die vorliegende Fragestellung sind diese Aspekte daher nicht relevant. **4** Als „congregatio sanctorum“ ist die Kirche natürlich von Haus aus ein soziales Phänomen, allerdings eins, dass sich durch das Zusammentreten religiöser Individuen im Interesse ihrer Religionsausübung ergibt. **5** Siehe S. 59-61. **6** Siehe S. 22f. u. 47-54.



religiös-kultischen Vergemeinschaftung be-  
fassen. Dies ist beim Thema „Gottesdienst“  
der Fall, in dessen Beurteilung die soziale  
Dimension (dieses Mal im engeren Sinn des  
Wortes) offenbar eine überaus große Rolle  
spielt. Frau O. aus Dorf B geht in den Got-  
tesdienst, weil sie nur dort Menschen treffen  
kann; eine Frau aus Dorf B war in einem  
Gottesdienst enttäuscht, weil nur so wenige  
da waren; im Dorf A2 wird der gute Got-  
tesdienstbesuch damit begründet, dass die  
Menschen aufgrund fehlender Infrastruktur  
sehr aufeinander angewiesen seien; die Bür-  
germeisterin von Dorf C urteilt schließlich,  
dass Familiengottesdienste gut angenommen  
werden, weil man da etwas mit den Kindern  
zusammen erleben kann.<sup>7</sup>

Neben der eben genannten Beobachtung  
springt eine weitere Auffälligkeit ins Auge:  
Da, wo es dann doch einmal um Religiosität  
geht, tritt sie auffällig wenig christlich aus-  
geprägt auf. Klassische christliche Themen  
wie Schöpfung, Sünde, Rechtfertigung oder  
das Abendmahl spielten in den Äußerungen  
der Befragten keine Rolle, weder explizit  
noch implizit. Jesus Christus wird lediglich  
von einer Pfarrerstochter einmal erwähnt.<sup>8</sup>

Schließlich fällt auf, dass den Pfarrerrinnen  
und Pfarrern in der Wahrnehmung der Men-  
schen eine überaus große Bedeutung für ihr  
Verständnis von Kirche zukommt – schein-  
bar gegenläufig zu der in CA VII ausgespro-  
chenen grundsätzlichen Gleichrangigkeit  
aller Christinnen und Christen in der Ge-  
meinschaft der Gläubigen.<sup>9</sup>

Die vier genannten Beobachtungen (der Vor-  
rang des Lokalen und Sichtbaren, der von  
sozialen Gesichtspunkten dominierte Blick  
auf die Kirche, das Fehlen des christlichen

Profils, die immense Bedeutung der Pfarre-  
rinnen und Pfarrer im Urteil der Menschen)  
fordern sowohl die Theologie als auch die  
kirchenleitenden Akteure heraus. Wie soll  
man mit diesem Befund umgehen? Welche  
Relevanz kommt dem empirisch Vorfind-  
lichen überhaupt zu? Sollte sich die örtliche  
Kirchgemeinde – im Interesse ihres eigenen  
Fortbestands – den Erwartungshaltungen  
und Einstellungen der Menschen anpassen,  
also zum Beispiel in der Gestaltung ihrer  
Angebote sehr zurückhaltend mit den chris-  
tologischen Traditionsbeständen umgehen?  
Oder muss der Befund in theologischer Hin-  
sicht schlicht und einfach als ruinös bewet-  
tet werden? In diesem Fall wären vor allem  
Bildungsanstrengungen zu unternehmen,  
um den Menschen „wieder“ ein anderes  
Verständnis von Kirche und christlichem  
Glauben nahe zu bringen. Oder aber man  
kommt sogar zu der Einsicht, dass das Kind  
bereits in den Brunnen gefallen ist. Aus die-  
sem Blickwinkel erscheint es sinnlos, sich  
dafür zu engagieren, dass „die Kirche im  
Dorf bleibt“, wenn diese doch für die Ein-  
wohnerschaft offenbar primär unter sozialen  
Gesichtspunkten relevant ist.

Was hier eben skizziert wurde, sind natürlich  
Extrempositionen. Sie machen aber deutlich,  
dass es angesichts der geschilderten Aus-  
gangslage grundsätzlichen theologischen  
Klarungsbedarf gibt. In einem ersten Schritt  
soll daher bedacht werden, welche Parame-  
ter bei der theologischen Beurteilung der  
irritierenden Haltungen in den untersuchten  
nordsächsischen Dörfern berücksichtigt  
werden müssen. Hieran anschließend wird  
die Darstellung sich in einem zweiten Teil  
den konkreten Ergebnissen der vorliegenden  
Studie widmen und einzelne Aspekte vor  
dem Hintergrund der grundsätzlichen Über-

<sup>7</sup> Siehe S. 22-26. <sup>8</sup> Siehe S. 54. <sup>9</sup> Siehe S. 37-46.

legungen bedenken. Folgende Punkte sollen dabei in den Blick genommen werden:

» Die Wahrnehmung der Kirche unter primär sozialen Gesichtspunkten

» Die Dominanz der Gegebenheiten vor Ort, insbesondere im Hinblick auf die große Bedeutung der Kirchgebäude  
» Die Bedeutsamkeit der Pfarrerrinnen und Pfarrer für die Wahrnehmung von „Kirche“

## ZU BERÜCKSICHTIGENDE PARAMETER, WENN ES UM DAS VERSTÄNDNIS UND DIE THEOLOGISCHE BEWERTUNG DER BEOBACHTETEN PHÄNOMENE GEHT

Um angemessenen mit den herausfordernden Ergebnissen der ethnographischen Feldstudie von Juliane Stückrad umgehen zu können, ist es unseres Erachtens hilfreich, sich auf eine, grundlegende Einsicht zu besinnen, die maßgebliche Teile der neueren Theologiegeschichte prägt. Sie betrifft den Gegenstandsbereich der wissenschaftlich-theologischen Bemühungen und lautet, dass es die Theologie mit der Reflexion der christlichen Religion zu tun hat.<sup>10</sup>

Diese Einsicht kommt schlicht daher, impliziert aber bei genauerem Hinsehen ein anspruchsvolles Programm. Denn die „christliche Religion“ ist als Gegenstand der Theologie nicht nur eine äußerst komplexe Größe, die nur angemessen erfasst werden kann, wenn sich die Theologie Hilfe bei anderen Wissenschaften wie beispielsweise der Soziologie, Altorientalistik, Religionswissenschaft und Philosophie holt. In dem so bestimmten Gegenstand der wissenschaftlich theologischen Denkbemühungen sind überdies auch immer schon gedankliche und empirische Komponenten einträchtig beisammen.

Wer nämlich beschreiben will, was die christliche Religion ausmacht, kommt nicht umhin, dazu auf einen allgemeinen Religi-

onsbegriff zu rekurrieren, also ein Verständnis davon zu haben, was Religion überhaupt ist. Auf der Basis dieses allgemeinen Religionsbegriffs muss er unter gleichzeitiger Berücksichtigung der für das Christentum einschlägigen Gehalte und Vorstellungen auch angeben können, worin die Spezifik oder das Wesen der christlichen Religion besteht, die es beispielsweise möglich macht, sie von anderen Glaubensrichtungen zu unterscheiden.<sup>11</sup> Dabei ist einzurechnen, dass die christliche Religion weder eine starre noch monolithische Größe ist, sondern sich über die Jahrhunderte als wandlungsfähig und flexibel erwiesen hat, so dass sie sich nicht nur über die Zeiten hinweg sondern auch in jeder einzelnen Epoche der Christentumsgeschichte als in sich plural verfasste Größe präsentiert. Es gibt das griechisch-orthodoxe, das reformierte, das römisch-katholische Christentum usw. Und diese Differenzierung lässt sich noch viel weiter fortführen. Der römische Katholizismus präsentiert sich in Südafrika anders als in Ostdeutschland oder in Polen. Dies hat offenbar etwas damit zu tun, dass sich die konkrete Gestalt christlichen Glaubens auch immer in Abhängigkeit von geschichtlichen (ereignisgeschichtlichen, geistesgeschichtlichen, frömmigkeitsgeschichtlichen usw.) Entwicklungen einerseits und den jeweils

<sup>10</sup> „Der Begriff der Religion bildet das gedankliche Organisationszentrum neuzeitlicher Theologie. Denn nicht Gott selbst ist einer wissenschaftlichen Betrachtung zugänglich, sondern allein das menschliche Gottesbewusstsein und seine Symbolwelten.“ Barth, Ulrich.: Vorwort, in: ders.: Religion in der Moderne, Tübingen 2003, VII. | <sup>11</sup> Vgl. zu diesem Programm: Schleiermacher, Friedrich: Der christliche Glaube (1821/22) Bd. 1 und 2. Studienausgabe, hg. von Peiter, Hermann, Berlin – New York, 1984, v.a. die Einleitung in den §§1-35 sowie natürlich auch: Schleiermacher, Friedrich: Der christliche Glaube (1830/31), hg. von Redeker, Martin, Berlin – New York 1999, v.a. §§3-14.

herrschenden soziokulturellen Rahmenbedingungen andererseits manifestiert.

All diese Perspektiven auf die „christliche Religion“ sind wichtig: also erstens der Rekurs auf einen allgemeinen Religionsbegriff, zweitens die Bestimmung des Wesens der christlichen Religion, drittens die Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung des Christentums, viertens die Beachtung seiner inneren Differenzierung sowie fünftens der Abhängigkeit dieser Entwicklung und Differenzierung von den soziokulturellen Rahmenbedingungen. Sie alle sind davon bestimmt, dass empirisch Gegebenes (das ethnologisch oder religionswissenschaftlich oder soziologisch erhobene Material) gedanklich-konstruktiv durchdrungen wird. Am Gegebenen entzündet sich die theoretische Reflexion, an ihm arbeitet sie sich ab, an ihm hat sie sich schließlich auszuweisen.

Man kann dem eben Gesagten zum einen entnehmen, dass dem empirischen Moment immer schon eine bedeutende Rolle für die theologische Theoriebildung zukommt. Man wird zum anderen daraus schließen, dass vor aller Wertung und der Suche nach Wegen, wie mit den eruierten Haltungen und Einstellungen der Menschen zum Thema Kirche umgegangen werden kann, zunächst der Versuch stehen muss, diese Haltungen und Einstellungen zu verstehen.

Dass dies ein komplexes Unterfangen ist, dürfte mittlerweile deutlich geworden sein. Im Einzelnen muss nicht nur nach dem ko-

gnitiven Gehalt einer bestimmten Haltung oder Erwartung an die „Kirche“ gefragt werden, sondern auch, wie sich diese Haltung herausgebildet hat, ob sie Teil einer nachvollziehbaren frömmigkeitsgeschichtlichen Entwicklung ist, zu der man sich dann natürlich noch einmal – eingedenk des Wesens der Religion im Allgemeinen und der christlichen Religion im Besonderen – zustimmend oder kritisch verhalten kann. Es wäre jeweils zu untersuchen, welche soziokulturellen Rahmenbedingungen die Wahrnehmung von Kirche in den erforschten Dörfern bestimmen und auch, ob hinter bestimmten – dem Augenschein nach – nichtreligiösen Funktionszuweisungen an die Kirche nicht doch religiöse Bedürfnisse stehen bzw. ob diese Erwartungen nicht religiös anschlussfähig sind.

Damit ist ein anspruchsvolles Unternehmen umrissen, dass viele Einzelstudien erfordern würde. Das kann hier nicht geleistet werden. Dennoch soll versucht werden, einige der besagten irritierenden Ergebnisse der Untersuchung zumindest ansatzweise in größere Zusammenhänge einzuordnen und damit etwas zu ihrem tieferen Verständnis beizutragen sowie gegebenenfalls Vorschläge zum Umgang mit den fraglichen Haltungen machen zu können. Auf jeden Fall schiebt – so viel dürfte klar sein – die Einsicht in den komplexen Charakter des theologischen Reflexionsgegenstandes dem Impuls einen Riegel vor, diese Haltungen vorschnell theologisch abzuqualifizieren.

## DIE SOZIALEN ERWARTUNGEN AN DIE KIRCHE

Unter „Kirche“ verstehen die von Juliane Stückrad befragten Menschen offenbar primär eine Institution oder Organisation, an

die sie bestimmte Erwartungen richten, die nicht primär religiöser, sondern (im weitesten Sinn) sozialer Natur sind.

Um diesen Befund einordnen zu können, lohnt zunächst ein Blick auf die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD,<sup>12</sup> insbesondere auf die Ergebnisse und Deutungen zur gottesdienstlichen Praxis der evangelischen Kirchenmitglieder. Dass für die Teilnahme am Gottesdienst auch in den untersuchten nordsächsischen Dörfern soziale Aspekte im engeren Sinn eine immense Rolle spielen, war bereits weiter oben vermerkt worden. Die groß angelegte Studie der EKD bestätigt diesen Befund: So wird als ein Ergebnis der Befragungen zum Gottesdienstbesuch festgehalten:

„Für die individuelle ‚Logik des Kirchgangs‘ (Peter Cornehl), gerade jenseits des Sonntagsgottesdienstes, spielen die konkreten familiären- und freundschaftlichen Bezüge eine kaum zu überschätzende Rolle, und zwar insbesondere, wenn sie den Kirchgang im Bereich des Möglichen halten. Es sind diese Bezüge, die für die meisten Mitglieder eine unterstützende, ggfs. aber auch abhaltende Funktion ausüben, wie nicht zuletzt die Analyse der Besuchsmotive am Heiligabend gezeigt hat. Nur für eine Minderheit stellt der Kirchgang demgegenüber Ausdruck einer ganz individuellen, ausdrücklich religiös begründeten Entscheidung dar.“<sup>13</sup>

Zumindest mit Blick auf den Gottesdienst scheint die soziale Fokussierung der Christinnen und Christen demnach kirchliche Normalität zu sein und stellt kein Spezifikum des zumindest in quantitativer Hinsicht ja besonders entchristlichten deutschen Ostens dar. Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung weitet überdies den Blick dafür, dass das Vorliegen sozialer Motive nicht ausschließt, dass gleichzeitig auch religiöse Interessen bei den (potenziellen) Got-

tesdienstteilnehmerinnen und –teilnehmern vorhanden sind. Diese religiösen Motive sind aber möglicherweise zweitrangig oder werden aufgrund des diskreten Charakters von Religion und Kirchlichkeit in unseren Breiten,<sup>14</sup> auf den die Untersuchung auch immer wieder hinweist, von den Menschen nicht thematisiert.

Überhaupt muss man – religionstheoretisch – dem sich schnell aufdrängenden Urteil widersprechen, dass religiöse und soziale Erwartungen an die Institution Kirche zwangsläufig miteinander konkurrieren. Das ist nicht der Fall und zwar deshalb nicht, weil der religiösen Bewusstseinsfunktion ein Metastatus zukommt. Strukturell zeichnet sich das religiöse Bewusstsein dadurch aus, dass es menschliche Erfahrung bzw. die Wirklichkeit „im Horizont der Idee des Unbedingten“<sup>15</sup> deutet. Damit ist klar, dass wir es in der Religion nicht mit einem abgrenzbaren Bereich zu tun haben, innerhalb dessen sich religiös qualifizierte Erfahrungen verorten lassen. Dem religiösen Subjekt kann vielmehr alles in der Wirklichkeit zum Gegenstand einer religiösen Deutungsleistung werden oder wie Ulrich Barth (von dem auch die oben zitierte Formulierung stammt) es formuliert: Religion ist „eine Grundform menschlicher Deutungskultur ... die sämtliche Sphären der individuellen und sozialen Lebenswelt thematisch umfasst und sinnstiftend durchdringt.“<sup>16</sup>

Auch soziale Themenbestände, Bedürfnisse oder Konflikte stehen damit nicht in Konkurrenz zu religiösen Interessen. Man kann sich vielmehr Angebote vorstellen, die beides zur Geltung bringen oder die sozialen Erwartungen sogar zum Gegenstand religiöser Deutung oder Bearbeitung werden lassen. Soziale Erwartungen an die Kirche

<sup>12</sup> Der Fokus dieser jüngsten Untersuchung liegt insbesondere auf den sozialen und interaktiven Dimensionen der Mitgliedschaft. | <sup>13</sup> Hermelink, Jan/Koll, Julia/Hallwaß, Anne Elise: Liturgische Praxis zwischen Teilhabe und Teilnahme, in: Bedford-Strohm, Heinrich/Jung, Volker (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, Gütersloh 2015, 90-111, hier 111. | <sup>14</sup> Vgl. Fechtner, Kristian: Kommentar: Teilhabe ermöglichen – in Reichweite bleiben, in: Bedford-Strohm, Heinrich/Jung, Volker (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, Gütersloh 2015, 112-118, hier 112. | <sup>15</sup> Barth, Ulrich: Was ist Religion?, in: ders.: Religion in der Moderne, Tübingen 2003, S. 3-27, hier S. 10 | <sup>16</sup> Ebd. S. 25.

sind religiös anschlussfähig. Anders gesagt: Man kann mit dem prima facie irritierenden Befund einer primär sozialen Erwartungshaltung an die Kirche produktiv umgehen. Das ist kein Plädoyer dafür, die kirchlichen Angebote auf soziale Belange zu beschränken. Es ist ein Plädoyer dafür, sie zu berücksichtigen und gegebenenfalls sogar selber einer religiösen Deutung zuzuführen.

Wie kann das konkret aussehen?

In Dorf A könnte etwa verstärkt darauf geachtet werden, dass der Einsatz von Menschen für die „Kirche“ öffentlich gemacht (Gemeindeblatt, Website, Artikel in der Lokalpresse) und rituell („Gebet“ und „Segen“) gewürdigt wird. Zu denken ist hier beispielsweise an Einführungs- und Verabschiedungsgottesdienste für Ehrenamtliche, die das ehrenamtliche Engagement auch in seiner religiösen Motivation bedenken oder seine Funktion für die Ekklesiologie reflektieren können.

### ZUR BEDEUTUNG VON KIRCHGEBÄUDEN UND KIRCHENAUSSTATTUNG

---

Es erstaunt nur wenig, wenn die ersten Assoziationen der Menschen, gefragt nach Kirche, sich auf das Bauwerk richten. Anders als in den meisten Großstädten, in denen in der Regel Wohn- und Verkaufshäuser die Kirchen buchstäblich in den Schatten stellen, prägen die Kirchen auf dem Lande das Bild der Dörfer und Kleinstädte schon aus der Ferne. Sie sind die „Visitenkarten ihres Ortes“.<sup>17</sup> Insofern ist die Beobachtung, dass die Befragten in den Dörfern auf die Frage nach der Kirche als Erstes auf den entsprechenden Bau verweisen, nicht ungewöhnlich.<sup>18</sup> Sind die Aussagen der Befragten nicht allein als Ausflucht zu verstehen, um nicht über ein so intimes

in Dorf B wird es wichtig sein, kirchliche Aktivitäten immer wieder auf das Kirchgebäude zu fokussieren und dieses dabei in seiner Funktion transparent zu machen sowie theologische Einsichten sinnlich darzustellen („Steine predigen“). Es wäre denkbar, die mit dem Gebäude verbundenen Glaubensgeschichten zu erzählen. Und natürlich drängt es sich geradezu auf, das für das Dorf so prägende Bedürfnis nach Wurzeln und Beständigkeit religiös zu deuten.

In Dorf C schließlich sollte die Kirchgemeinde in ihrer Arbeit v.a. gemeinschaftsstiftende Angebote ins Zentrum stellen, also etwa die Aktion „Lebendiger Adventskalender“ befördern, das Krippenspiel zum Anlass nehmen, Jung und Alt in einem Projekt zusammenzubringen oder besonderes Augenmerk auf die regelmäßige festliche Gestaltung der Jubelkonfirmation legen.

Thema wie den eigenen Glauben sprechen zu müssen, sondern spiegelt sich im Kirchenbau wirklich die „Materialisierung des Glaubens“<sup>19</sup> wider, bedarf dies unbedingt einer systematischen Reflexion.

Vielleicht offenbart sich an den Gebäuden ein Zwiespalt protestantischer Theologie, der seinen Ursprung schon in der Reformation hat – nämlich die Frage nach der Sakralität des Kirchenraumes. Die Rede vom Gotteshaus, die heute durchaus bei protestantischen Theologen gebräuchlich ist, bringt eben jenen Zwiespalt zum Ausdruck. Die Frage könnte leichterhand mit den Verweis auf Artikel 7 der CA abgetan

---

<sup>17</sup> Grünberg, Wolfgang, „Die Kirche im Dorf lassen!“ - Zur sozialen und räumlichen Funktion der Kirche im Gemeinwesen, in: *Christenlehre/Religionsunterricht - Praxis* 3/2003, 13-17. | <sup>18</sup> Vgl. Hansen, Kai, *Evangelische Kirchen in ländlichen Räumen. Ein Rundblick über Geschichte und Gegenwart*, 2. Auflage, Berlin 2010, S. 387f. <sup>19</sup> Siehe unter dem gleichnamigen Kapitel.

werden.<sup>20</sup> Der Kirchenbau würde demnach unter die Traditionen, Riten und Zeremonien fallen. Erste Ansätze dieses Denkens finden sich schon in Martin Luthers Sermon von den guten Werken. In seiner Auslegung des dritten Gebotes findet sich auch jene oft zitierte Stelle über das Gebet, das zu üben sei, „wen es gleich were unter einem strodach odder sew stal, wurd er [der böse Geist, A. d. V.] es furwar nit lassen gehn, sondern sich weyt mehr fur dem selben sewstal furchten, den fur allen hohen, grossen, schonen kirchen, turnen, glockenn, yrgent sein mugenn, wo solchs gebet nit drinnen were. Es ligt furwar nit an stetenn noch gepewen, wo wir zusammen kommen, sondern allein an dissem uberwindlichen gebet ...“<sup>21</sup> Hieraus eine Ablehnung des sakralen Charakters der Kirchen abzuleiten, greift in mehrfacher Hinsicht zu kurz.<sup>22</sup> Das, was Luther hier ablehnt, sind nicht etwa die Gebäude, sondern aus dem Kontext ergibt sich, dass es ihm um die mit dem Bau verbundene Werkgerechtigkeit geht.<sup>23</sup> Gleichzeitig taucht hier ein anderer Gedanke auf, der sich auch später bei ihm wiederfindet.<sup>24</sup> Nicht die Kirche als Ort ist aufgrund ihrer Weihe heilig, sondern das Gebet heiligt den Ort: Der Geist fürchtet sich vor dem Stall. In diesem Sinne ist wohl auch Luthers Predigt bei der Einweihung der Torgauer Schlosskirche zu sehen, wenn er schreibt: „Nicht das man daraus eine sondere Kirchen mache, als were sie besser denn andere heuser, do man Gottes wort predigt“<sup>25</sup> und weiter führt Luther in seiner Predigt zur Sabbatheiligung aus, dass diese Heiligung nicht an einen Ort, an Personen oder Zeiten gebunden ist, sondern dass sich der Gläubige dieser äußeren Dinge bedienen soll. „Also und darzu sol auch itzt dieses Haus geweiht sein, nicht umb sein, son-

dern umb unsern willen, das wir selb durch Gottes wort geheiligt werden und bleiben.“<sup>26</sup> Es geschieht also keine Weihe des Ortes an sich, sondern durch die versammelte und hörende Gemeinde erfährt der Versammlungsort der Gemeinde seine Weihe. Dies war, so geht es auch aus der Predigt deutlich hervor, eine Absage an das altgläubige Verständnis der Kirch- und Altarweihe, besonders aber an den Gedanken, durch Stiftungen zum Bau und seiner Ausstattung etwas zum eigenen Seelenheil beitragen zu können. Hieraus tatsächlich die Konsequenz zu ziehen, „dass es keine Theologie des aus sich heraus heiligen Raumes geben kann, weil der Raum im Unterschied zu Wort und Sakrament kein Medium der Heilsvermittlung ist. Der Raum verhält sich zur Gottesbeziehung neutral. Er gewährt keine besondere Nähe Gottes außerhalb des Vollzugs der Verkündigung.“<sup>27</sup> ist eindeutig zu kurz gedacht. Sowohl theologisch als auch anthropologisch ist diese Überspitzung eher problematisch.<sup>28</sup> Wie in anderen Fragen scheint die lutherische Haltung zum Kirchenraum eine Art Zwischenstellung zwischen katholischer und reformierter Tradition einzunehmen. Diese begründet sich einerseits in den theologischen Überlegungen Luthers und resultiert andererseits aus der Weiternutzung der Kirchen nach der Einführung der Reformation. Sowohl die Kirchen als auch die kirchliche Ausstattung wurden nach der Reformation zum Teil unverändert weitergenutzt oder den neuen Gegebenheiten angepasst. Nicht genutzte Ausstattungsstücke verblieben in der Regel ungenutzt im Kirchenraum.<sup>29</sup> Damit blieben Gestalt und Form des Kirchenraumes und seine Ausstattung den Gläubigen immer vor Augen und wirkten traditionsbildend. So lassen sich beispielsweise die Anweisungen in den

20 CA 7 Von der Kirche: Es wird auch gelehrt, daß alle Zeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente dem Evangelium gemäß gerecht werden. Denn dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtig nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gerecht werden. Und es ist nicht nötig zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden, wie Paulus spricht Eph. 4.: „Ein Leib, ein Geist, wie ihr berufen seid zu einerlei Hoffnung eures Berufs, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.“ | 21 Martin Luther: Von den guten Werken 1520, WA 6, S. 239. | 22 Vielleicht sollte hierin eher die Aufwertung des „Saustalls“ (durch das ehrliche Gebet), als weniger die

Bestimmungen der Dresdner liturgischen Konferenz zum Kirchenbau erklären, die ein Gestühl für die Gemeinde im Chorraum untersagen oder die Erhöhung des Altars festlegen.<sup>30</sup> Doch nicht allein an den Räumen hielten die lutherischen Reformatoren fest, auch die Liturgie blieb dem alten Ritus in vielen Bereichen verbunden. Der Hauptaltar blieb das Zentrum des Gottesdienstes, ihm zur Seite gestellt oder später mit ihm vereint wurde der Predigtstuhl.<sup>31</sup> Hatte auf der einen Seite geradezu eine sprachliche Entweihung der Kirchgebäude durch Luther stattgefunden, hoben Liturgie und Ausstattung die Besonderheit des Raumes auch weiterhin hervor.<sup>32</sup> Auf diese Weise werden zwei Dimensionen in der Betrachtung des Kirchenraumes deutlich: Eine theologische, die die Heiligkeit eines Raumes nur von Gott und der Gottesbegegnung her denken kann und eine anthropologische, die das Bedürfnis der Menschen nach heiligen, oder, für die Gegenwart vielleicht besser ausgedrückt, nach religiösen Orten ernst nimmt.<sup>33</sup> Auf dieser Grundlage werden die teilweisen Bemühungen verständlich, die sprachlich alles meiden, was den Kirchenbau in die Nähe eines heiligen Ortes rücken könnte, die ihn dann aber doch einer höheren Ordnung zuweist.<sup>34</sup> Diese Interpretation scheint dem, was die Studie als Materialisierung des Glaubens versteht, sehr nahe zu kommen. Hier gilt es, noch einmal die Perspektive zu wechseln: Begreift man die Arbeit am Kirchbau selbst als ein Bekenntnis, dann sind die Steine, die der Maurer setzt, seine Worte und seine Form der Verkündigung.<sup>35</sup> Ähnliches gilt auch für die Ausgestaltung des Kirchenraumes, der oft mit viel Hingabe geschmückt und rein gehalten wird. Die Menschen erfahren die Kirchgebäude aber noch in einer weiteren Form als besondere

Räume. In der Regel haben wir es in unseren Dörfern mit alten Gebäuden zu tun. So wird interessanterweise das Kirchgebäude in der Studie immer wieder mit dem Begriff „Tradition“ in Zusammenhang gebracht. Der Gedanke daran, dass das Kirchgebäude „schon immer“ da war und noch lange sein wird, ist etwas, das das eigene Leben übersteigt. – An diesem überdauernden Werk mitzutun, ist attraktiv, motivierend und bietet Anknüpfungspunkte für die Verkündigung.<sup>36</sup>

Eng verbunden mit dem Gedanken, dass Kirche als Institution und als Kirchgebäude etwas mit Tradition zu tun hat, ist auch die in der Studie aufscheinende Verbindung von Kirche und Heimat. Hier dürfte die schon angesprochene Kontinuität des Kirchgebäudes eine nicht unerhebliche Rolle spielen. Hinzu kommt, dass die Kirche – mit Ausnahme der Feuerwehr – das einzig klingende Gebäude vor Ort ist.<sup>37</sup> Zudem ist die Kirche in den Dörfern landschafts- als auch ortsbildprägend. Die mit Heimat hier in Zusammenhang gebrachten Aussagen zeigen den zugleich integrativen wie auch ausschließenden Charakter des Kirchgebäudes. So kann das gemeinsame Bauen am Wahrzeichen des Dorfes Kirchenferne einbeziehen. Andererseits können eben die eigene Kirche und das Beharren auf dem Gottesdienst vor Ort den Blick auf das Wesen des Gottesdienstes verstellen. Denn dieser ist nicht an den Ort gebunden, sondern an das Wort und die Sakramente. Auch die geschilderten Neiddebatten zeigen einen Mangel an Katholizität der Gemeinde.<sup>38</sup>

Bei all dem kann nicht übersehen werden, dass es eine Diskrepanz zwischen der Wertschätzung des Kirchgebäudes und dessen Nutzung für den Sonntagsgottesdienst gibt,

Abwertung des Kirchgebäudes gesehen werden. | 23 „Da lesset er [der böse Geist, A. d. V.] uns husch kirchen bawen, vil stifften, pfeiffen, lesen und singen, vil mesz halten unnd des gesprengs on alle masz treyben ...“, Ebd. 24 In ähnlicher Weise äußert er sich noch einmal 1522 in einer Predigt zum Tag des Heiligen Stephanus. Vgl. dazu: 73 Raschzok, Klaus: „... an keine Stätte noch Zeit aus Not gebunden“ (Martin Luther). Zur Frage des heiligen Raumes nach lutherischem Verständnis, in: Sigrid Glockzin-Bever/Horst Schwebel (Hg.), Kirchen - Raum - Pädagogik, Münster, Hamburg, London 2002, S. 99-114, hier: S. 101. | 25 Martin Luther: Predigt am 17. Sonntag nach Trinitatis, bei der Einweihung der Schloßkirche zu Torgau gehalten, WA 49, S. 588-614, hier S. 592. | 26 Ebd., S. 604. 27 Schwebel, Horst: Evangelium und Raumgestalt, in: Zentrum für Medien Kunst Kultur im Amt für Gemeinde-

eine Einschätzung, die auch die Menschen vor Ort teilen, vor allem die, die Gemeinschaft im Gottesdienst suchen.<sup>39</sup>

## DIE BEDEUTUNG DER PFARRERINNEN UND PFARRER FÜR DIE WAHRNEHMUNG VON „KIRCHE“

Eine angemessene theologische Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Studie zur Wahrnehmung der Pfarrerinnen und Pfarrer kann nur punktuell erfolgen. Viele Äußerungen sind gesellschaftlich bzw. soziologisch zu verorten, andere bedürfen einer historischen Erklärung. Es geht hierbei in der Regel um die Rollenzuweisungen an die Pfarrerinnen und Pfarrer. Dabei tritt vor allem die Kompetenz als Seelsorger in den Vordergrund. So gehen die Bewohner selbstverständlich davon aus, dass die Pfarrerin/der Pfarrer alle Gemeindeglieder kennen muss, selbst wenn diese in der Gemeinde nicht in Erscheinung treten. Die theologischen Kompetenzen spielen hingegen eine eher untergeordnete Rolle, sie werden stillschweigend vorausgesetzt.<sup>40</sup> Deutlich wird insgesamt die Schlüsselrolle, die dem Pfarrer von Kirchenfernern wie von Kirchenmitgliedern selbst zugewiesen wird. Besonders auffallend ist – und deshalb soll es hier besonders bedacht werden – das beobachtete Phänomen von Gabe und Gegengabe, das sich in vielen Aspekten der Beziehung von Gemeinde und Pfarrer zeigt. Dass dieses Reziprozitätsprinzip in den Dörfern verbreitet ist, ist dabei weniger bemerkenswert, als dass es auch auf die Kirche bzw. in Stellvertretung auf den Pfarrer angewendet wird. Dabei wirkt dieses Prinzip über Generationen und Amtsperioden hinweg. Der Pfarrer wird hier gewissermaßen als Erbe seiner Vorgänger angesehen und muss deren Verbind-

lichkeiten einlösen. Dass für eine Gabe oder erbrachte Leistung eine Gegengabe – wenn auch zeitlich verzögert – erwartet wird, will so gar nicht in das theologische Lehrgebäude einer verdienstlosen Gnade passen. Doch der erste Eindruck täuscht, denn auch Gottes Gabe will eine Gegengabe, nämlich dass der Glaubende Antwort gibt.<sup>41</sup> Eine Entfaltung des Gabe - Gegengabe - Gedankens findet sich schon bei Martin Luther, wenn auch erst in seinen späteren Schriften: Vor allem in Bezug auf die göttliche Liebe bedarf das Geben der Gegenseitigkeit. Denn nur in der Antwort des Geliebten kann sich die Liebe tatsächlich verwirklichen.<sup>42</sup> Mag es auch eine theologische Fundierung des geschilderten Reziprozitätsprinzips geben, offenbart sich mit diesem jedoch ein anderes Dilemma: Kirche wird – auch in der Person des Pfarrers oder der Pfarrerin – vor allem als ein Gegenüber wahrgenommen. Christen und Mitglieder der Kirchengemeinden scheinen sich selbst nicht als Kirche bzw. Teil der Kirche zu verstehen. Man gehört nicht zur Kirche, sondern man hält sich zur Kirche.<sup>43</sup> – Ein auf den ersten Blick unverdächtiger Satz, der jedoch noch einmal das Gegenüber von Kirche und Gläubigen verdeutlicht.<sup>44</sup> Woraus sich diese Sichtweise speist, kann nur gemutmaßt werden. Eine Ursache ist sicher in einem über Jahrhunderte zementierten Dualismus von Gemeinde und Geistlichen bzw. von Laien und Pfarrern zu suchen. Eine Verwirklichung des Priestertums aller Getauften ist nur in den ersten

dienst der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers, Kunstdienst der Evangelischen Kirche (Hg.): Kirchenräume - Kunsträume, Berlin, Münster 2002, S. 36. | 28 Immer wieder sprechen Menschen bei einem Kirchenbesuch vom Eintritt in eine ganz andere Welt. Vgl. dazu: Kerner, Hanns: Lebensraum Kirchenraum. Wahrnehmungen aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften, in: ders. (Hg.): Lebensraum Kirchenraum, Leipzig 2008, S. 7-15, hier S. 10. | 29 Vgl. Schmidt, Frank, Die Fülle der erhaltenen Denkmäler. Ein kurzer Überblick, in: Fritz, Johann Michael (Hg.), Die bewahrende Kraft des Luthertums. Mittelalterliche Kunstwerke in evangelischen Kirchen, Regensburg 1997, S. 71-78. | 30 Vgl. Langmaack, Gerhard: Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichte - Dokumentation - Synopse, Kassel 1971, S. 267. Eine Übersicht und Auswertung der Kirchenbauprogramme aus refor-



Jahren der Reformation, vielleicht in der Bewegung des Pietismus und dann erst wieder im 20. Jahrhundert zu finden.<sup>45</sup> Die Frage des Verhältnisses von Laien und Geistlichen wurde in den Kirchen der DDR dann vor allem virulent, als sich ein Mangel an Pfarrern abzeichnete. So stand die Görlitzer Bundessynode 1977 unter dem Titel „Der Laie in Kirche und Gemeinde“. Die hier getroffenen Beschlüsse und Überlegungen hatten eine Aufwertung der Rolle der Laien zum Ziel, fanden aber nur bedingt Eingang in die Gemeinden.<sup>46</sup> Zu einer wirklichen Auflösung dieser Dualität führte sie jedenfalls nicht. Grundsätzlich – und das zeigt die Studie deutlich – wird dem Pfarrer durch die Gemeindeglieder eine Schlüsselfunktion zugewiesen, wie dies auch die V. EKD-Erhebung zur Kirchenmitgliedschaft herausarbeitet.<sup>47</sup> Eben diese Zuweisung wird einem „Wir sind die Kirche“ weitgehend entgegenstehen und letztlich den zu erwartenden Veränderungen auf dem Land nicht gerecht. Zumindest in den von Juliane Stückrad als „Gesicht der Kirche“ bezeichneten Familien sind Ansätze eines anderen Kirchenverständnisses erkennbar. Nimmt die Zahl der

Gesichter der Kirche zu, wird das in der Studie auszumachende Gegenüber von Kirche und Gläubigen abnehmen. Vielleicht könnte es hilfreich sein, eine Vielzahl von kleinen „Ämtern“ in der Kirche zu schaffen, um damit die Kontaktfläche zu vergrößern und die Arbeit auf viele Schultern zu verteilen. Schon heute gibt es vielerorts neben Pfarrerrinnen, Kantoren, Gemeindepädagoginnen auch Lektoren, Prädikantinnen, Kirchenkuratoren. Eine weitere Ausdifferenzierung von kleinen Ämtern nimmt das Priestertum aller Getauften ernst und sorgt für eine weitere Annäherung an das Bild vom Leib und den unterschiedlichen Gaben.<sup>48</sup> So wie nicht jeder predigen kann, so kann auch nicht jeder die Kirche schmücken oder die Turmuhr reparieren. Dies könnte zumindest ein Ansatz zur Überbrückung des Gegenübers von Gläubigen und Kirche sein, der Pfarrer wäre dann nicht mehr Kirche – wie es in der Überschrift heißt –, sondern der „Sachkundige der apostolischen Überlieferung“, der seinen Dienst neben dem Sachkundigen der Turmuhr, der Musik oder des Kirchenschmuckes versieht.<sup>49</sup>

## ZUSAMMENFASSUNG

Birgit Weyel und Jan Hermelink haben jüngst in ihren einleitenden Überlegungen zur letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung dafür plädiert, die empirisch feststellbaren Einstellungen der Kirchenmitglieder „als produktive Rückfrage an die eigenen, möglicherweise stark „normativen Bilder von Kirchenmitgliedschaft“ in Wissenschaft und Kirche zu verstehen“, aus dem „Respekt vor der Freiheit und Mündigkeit“ der getauften Christen heraus.<sup>50</sup> In diesem Sinne ist auch die hier vorgelegte Studie zu verstehen, wenn auch hier

die Kirchenmitgliedschaft nur ein Aspekt ist, der zur Sprache kommt. Noch stärker werden in ihr die normativen Bilder von Kirche in Frage gestellt. So sind beispielsweise die Vorstellungen, die an das Pfarramt geknüpft sind, kaum mit den modernen Ansätzen der Pastoraltheologie in Einklang zu bringen. Zugleich können die Beobachtungen von Juliane Stückrad als konkrete Gestaltungshinweise aufgenommen werden, so beispielsweise für die Gestaltung der Gottesdienste oder die Mitgestaltung am Kirchgebäude.

mierter Sicht findet sich unter: Mertin, Andreas, Kirchenbau Regulativ. Evangelische Kirchbauprogramme von 1856 bis 2008, in: *Tà katoptrizómena*, das Magazin für Kunst, Kultur, Theologie und Ästhetik 58 (<https://www.theomag.de/58/am277.htm>, aufgerufen am: 11.08.2017). Sie geben einen guten Einblick in die Wandlung des Verhältnisses des Kirchoraumes. 131 Selbst Wehrauch war bei vielen Gemeinden bis ins 19. Jahrhundert im Gebrauch. Schmidt, Frank, Die Fülle der erhaltenen Denkmäler. Ein kurzer Überblick, in: Fritz, Johann Michael (Hg.), *Die bewahrende Kraft des Luthertums. Mittelalterliche Kunstwerke in evangelischen Kirchen*, Regensburg 1997, S. 71-78, hier S. 71. 132 Deutlich wird dies in der Orientierungshilfe der VELKD zu ungenutzten Kirchen: „Zugleich ist der Mensch aber auf eine feste und sinnlich wahrnehmbare Gestalt des Glaubenszeugnisses angewiesen.

Insgesamt bietet die Studie noch eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten für eine Diskussion aber auch für die konkrete Arbeit auf dem Land. Vor allem gilt es, sich mit den am Ende aufgeworfenen Fragen

auseinanderzusetzen. Diese sollten – auch wenn sie unbeantwortet bleiben – bei allen Debatten um die Kirche auf dem Land virulent gehalten werden.

Wir brauchen sichtbare Orte der Evangeliumsweitergabe, die als solche öffentlich erkennbar und auf Dauer angelegt sind. Kirchengebäude sind solche sichtbaren Zeichen der versammelten Gemeinde für die Weitergabe christlicher Botschaft. „Kirchen sind Häuser Gottes, Gotteshäuser. Sie sind sichtbare Zeichen dafür, dass Gott unter den Menschen Wohnung nimmt.“ Als geprägte Räume haben Kirchengebäude darüber hinaus eine kulturelle Bedeutung sowohl in ihrer Wirkung nach innen bezüglich der versammelten Gemeinde wie auch nach außen als Wahrzeichen am Ort.“ Was ist zu bedenken, wenn eine Kirche nicht mehr als Kirche genutzt wird? Leitlinien des Theologischen Ausschusses der VELKD und des DNK/LWB (Texte aus der VELKD 122/2003), S. 3 | **33** Vgl. Mertin, Andreas, „... und räumlich glaubet der Mensch“ – Der Glaube und seine Räume, in: Klie, Thomas (Hg.), *Der Religion Raum geben. Kirchenpädagogik und religiöses Lernen*, Münster 1998, S. 51-76; Ebd., *Freiräume(n)!* Zur Diskussion um den religiösen Raum, in: *Magazin für Theologie und Ästhetik* 15/2002 (<https://www.theomag.de/15/am51.htm>, aufgerufen am: 11.08.2017). **34** „Doch wer ihre Atmosphäre schmeckt, merkt schnell, dass sie Häuser einer höheren Ordnung sind, Gottes Häuser eben.“ Claussen, Johann Hinrich, *Gottes Häuser oder Die Kunst, Kirchen zu bauen und zu verstehen*, München (2) 2012, S. 13. | **35** Dies sollte nicht überhöht werden, denn der „Bau, Bau, Bau ...“ kann tatsächlich auch eine Ablenkung von den geistlichen Aufgaben, die der Kirchenvorstand in der Gemeinde zu bewältigen hat, sein. | **36** Der Fleischer, der es bedauert, mit seinem Handwerk nicht zum Erhalt der Kirche beitragen zu können. Siehe unter: *Der Kirchenbau als Zugang zu Glauben und Gemeinde*. | **37** „Wenn ihr 18.00 Uhr die Glocke hört, kommt ihr nach Hause.“ Siehe unter: *Kirche als lokaler Identifikationsraum*. | **38** Dazu das Positionspapier der Evangelischen Landeskirche Sachsens: „Konstitutiv für eine Gemeinde ist daher der untrennbare Zusammenhang von Universalität und Partikularität. In der Ortsgemeinde bildet sich nicht nur das Ganze („katholisch“ – hier im Sinne einer Identität durch alle Zeiten hindurch) der Kirche ab, es ist vielmehr in jedem Teil anwesend. Nicht in der Weise, dass die Summe der fragmentierten Teile das Ganze bildet, wohl aber so, dass das Fragment als solches über sich hinaus auf das Ganze weist. Was für jede Kirche gilt, trifft auch für die Ortsgemeinde zu: Der fehlende Bezug zur universalen Gemeinschaft der Glaubenden schadet ihrem Selbstverständnis. Partikularität (Kontextualität) ohne Katholizität endet in kümmerlichem Provinzialismus, Katholizität ohne partikularen Kontext führt zu geistlichem Imperialismus.“ AG Kirche auf dem Land der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens (Hg.): *Damit die Kirche im Dorf bleibt. Strukturelle Überlegungen für den ländlichen Raum*, Dresden 2015, S. 5. | **39** Dies zeigt nicht allein die Reaktion des Kirchenvorstandes, sondern auch die Aussagen unter dem Punkt: Nicht in den Gottesdienst gehen. | **40** Eine Ausnahme ist das ausdrückliche Lob in der Ortschronik. **41** Vgl. Bayer, Oswald: *Ethik der Gabe*, in: Veronika Hoffmann (Hg.): *Die Gabe. Ein Urwort der Theologie?*, Frankfurt am Main 2009, S. 99-124, hier S. 115f. | **42** Vgl. Holm, Bo Kristian: *Der fröhliche Verkehr. Rechtfertigungslehre als Gabe-Theologie*, in: Veronika Hoffmann (Hg.): *Die Gabe. Ein Urwort der Theologie?*, Frankfurt am Main 2009, S. 33-54, hier S. 49. | **43** „war ein guter Mensch, der sich an die Kirche hielt“, siehe im Kapitel: *Ehrenamtliches Engagement als begrenzte und wertvolle Ressource*. | **44** Erfahrungsgemäß geht den Menschen der Satz „Ich bin in der Feuerwehr.“ leichter von den Lippen. | **45** Vgl. Klessmann, Michael: *Das Pfarramt. Einführung in die Fragen der Pastoraltheologie*, Neukirchen-Vluyn 2012, S. 32-44. | **46** Vgl. Gregel, Christa/Mendt, Dietrich (Hg.), *Der Laie in Gemeinde und Kirche. Materialien der Bundessynode vom 13. bis 17. Mai 1977 in Görlitz*, Berlin 1979. | **47** *Evangelische Kirche in Deutschland* (Hg.), *Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis*. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, S. 103. | **48** 1. Kor. 12,12-31. | **49** Ernst Lange bezeichnet den Pfarrer als „Sachkundigen der apostolischen Überlieferung“, der mit den kirchlich Mitarbeitenden, den „Sachkundigen der Situation“, im Gespräch bleiben sollte. Lange, Ernst: *Der Pfarrer in der Gemeinde heute*, in: ders.: *Predigen als Beruf. Aufsätze zu Homiletik, Liturgie und Pfarramt*, München 1982, S. 136f. | **50** Hermelink, Jan/Weyel, Birgit: *Vernetzte Vielfalt: Eine Einführung in den theoretischen Ansatz, die methodischen Grundentscheidungen und zentrale Ergebnisse der V. KMU*, in: Bedford-Strohm, Heinrich/Jung, Volker (Hg.): *Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung*, Gütersloh 2015, 16-32, hier 32.

---

# ÜBER DIE AUTOREN IN DIESEM BAND

---

## DIETRICH BAUER

Oberlandeskirchenrat der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens,  
Dezernent für Gemeindeaufbau, Seelsorge und Medien

## DR. KATHRIN METTE

Pfarrerin der Ev.-Luth. Kirchgemeinde Schmannewitz-Bucha

## DR. DIRK MARTIN MÜTZE

Studienleiter des Evangelischen Zentrums Ländlicher Raum –  
Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis

## DR. JULIANE STÜCKRAD

Freischaffende Kulturwissenschaftlerin aus Jena. Schwerpunkte ihrer Arbeit sind die volkskundliche Religionsforschung, die Untersuchung von Transformationsprozessen in ländlichen Räumen Ostdeutschlands sowie die Theaterethnologie

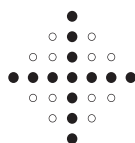
## Impressum

Herausgegeben vom Evangelischen Zentrum Ländlicher Raum  
Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis durch Kathrin Mette und Dirk Martin Mütze



**Evangelisches Zentrum Ländlicher Raum**  
**Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis**

Evangelisches Zentrum Ländlicher Raum  
Heimvolkshochschule Kohren-Sahlis (EBS gGmbH)  
Pestalozzistr. 60a  
04655 Kohren-Sahlis



Gefördert durch die  
Evangelisch-Lutherische  
Landeskirche Sachsens

Evangelisch-Lutherische  
**Landeskirche Sachsens**

Layout und Druck:  
FISCHER druck&medien  
Sestewitzer Str. 18  
04463 Großpösna (2017)

Auflage: 400 Stück

Umschlagfoto:  
Der versteckte Christus © Juliane Stückrad

Bezug:  
Das Heft kann gegen die Erstattung der Versandkosten  
beim Evangelischen Zentrum Ländlicher Raum bestellt werden.

Das Werk einschließlich aller Inhalte ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder Reproduktion (auch auszugsweise) in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder anderes Verfahren) sowie die Einspeicherung, Verarbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung mit Hilfe elektronischer Systeme jeglicher Art, gesamt oder auszugsweise, ist ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers untersagt. Alle Übersetzungsrechte vorbehalten.







